Der Divan.

Eine Sammlung

von

Novellen, Genrebildern und Memoiren

von

August Lewald.

Fünftes Bändchen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1839.

Memoiren eines Banquiers.

Erster Theil.

Vorwort
zur zweiten Ausgabe.

Der Herr Verleger wünscht die gegenwärtigen Memoiren, mit deren Herausgabe ich vor drei Jahren von ihm beehrt wurde, der Sammlung kleiner Schriften, die so eben unter dem Namen Divan erscheint, anzuhängen, und ich will bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, meine Freude über die Aufnahme auszudrücken, welche dem guten Banquier überall zu Theil geworden ist. Fast alle kritischen Blätter haben sich mit großer Gunst über seine Erscheinung im Publikum geäußert, namentlich war dies in den Blättern für literarische Unterhaltung der Fall. Schade, daß der Banquier nicht mehr im Stande ist, aus dem reichen Fond seiner

Mittel sich dem wohlwollenden Herrn Referenten dankbar dafür zu beweisen. Daß die Memoiren unverändert erscheinen, darf nicht befremden, indem dieses wohl Niemand zustand. Da die geehrten Häuser in Cadiz und Smyrna nichts thaten, um gegen die ihnen widerfahrene Ehre der Zueignung zu protestiren, so war auch kein Grund vorhanden, diese zu unterdrücken, und die verehrlichen Käufer des Divan dürfen sich der beruhigenden Gewißheit überlassen, daß sie die „Memoiren eines Banquiers" unverfälscht und unverkümmert hiemit zum zweiten Male in die Hände bekommen.

A. L.

Seinen bewährten Freunden,

den Herren

Arias de la Torre Mazaredos & Comp.

zu Cadiz

und

den Herren

Sylvio & Pietro Radicanachi Fratelli

zu Smyrna

aus freundschaftlicher Hochachtung gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort des Herausgebers.

Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Der Verfasser dieser Memoiren, ein Mann noch in den besten Jahren, der sich erst vor Kurzem dazu entschlossen hatte, sie dem Publikum zu übergeben, ist in dem Spätjahre 1835 gestorben. Genau betrachtet, hat ihn sein Verleger um's Leben gebracht. Der Fall, daß Verleger ihre Autoren umbringen, ist so selten nicht, wenn es gleichwohl noch nicht häufig geschehen seyn mag, daß ein Verleger anders, als durch einen Recensenten hingerichtet wurde. Herr S., der den Verlag der Memoiren übernommen, sprach nehmlich in einem Briefe an unsern Banquier sehr lobend

von ihrem frischen, interessanten Inhalte, und ließ ein Wort von dem Nimbus des „Verstorbenen" fallen, aber dies Wort war es, was den guten Banquier vor der Zeit wirklich zum Verstorbenen machte. Er wollte eine große Reise unternehmen, um in 16 weitläuftig gedruckten Bänden den Zustand der Börsen der alten und neuen Welt zu dechiffriren. Dies Werk sollte, einem großen Vorbilde nach, „Semil'oro's allerletzter Börsengang" titulirt werden, wobei alle Börsen mitgenommen und nur die Buchhändlerbörse leer ausgehen sollte. Da er längst bekannte Geschichten gern vermeiden wollte, so unterließ er es, durch Deutschland zu reisen, und ließ die Börsen von Lüneburg, Hannover, Bamberg, Würzburg, Aschaffenburg u. s. w. in Ruhe, womit er doch mindestens einige ganz artige Bände hätte füllen können, besonders wenn er Abstecher in das Gebiet der Münz-, Maaß- und Gewichtkunde unternommen, und als ein zweiter Nelkenbrecher keine Blume, die sich auf seinem Wege zeigte, un-

gebrochen gelassen hätte. Er verstand aber seinen Vortheil nicht, wie ich denn überhaupt der Wahrheit gemäß hier sagen muß, daß er die Reise nicht nur aus eigenen Mitteln bestritt, sondern auch jedes Honorar für seine Manuscripte ein für allemal ablehnte. Ein großes, aber für lebende Autoren unnachahmliches Beispiel. Ehre dafür unserem großen Verstorbenen!

Sein Schicksal führte ihn auf ein Schiff, welches ihn im Oktober von Hamburg nach Havre bringen sollte, aber die wüthenden Stürme, die so viel Unglück um jene Zeit anrichteten, schleuderten es an die belgische Küste, und er theilte das Loos des Kapitäns und zweier anderer Passagiere, die bei dieser Gelegenheit umkamen. Die Andern sind gerettet worden.

Der Verleger war durch rechtmäßigen Vertrag in den Besitz eines Theils der Papiere gekommen und durfte sie publiciren; wie dieses aber nun zu bewerkstelligen sey, das war die Frage. Der unglückliche Banquier hatte

sein Material, so weit er es zum Druck bestimmt, dem Verleger zur Durchsicht eingesandt und sich vorbehalten, es nach und nach zu redigiren, und zu vervollständigen. Die Reise nach Frankreich, die für ihn so unheilvoll geworden, hatte nun sein Vorhaben vereitelt. Ein Herausgeber mußte jetzt gesucht werden, und meine Verbindung mit der Verlagshandlung lenkte deren Wahl auf mich.

Ich fand das Manuscript im Anfange so ausgearbeitet, daß es den Setzern gleich überliefert werden konnte, und wenn ich mir hie und da erlaubt habe, etwas von dem Meinigen hinzuzuthun, so geschah es nur in Bezug auf die äußere Glätte, die der Verfasser aus Ungeübtheit seinen Schilderungen nicht zu geben verstand. Auf solche Weise haben vielleicht diese Memoiren etwas von meiner Schreibart bekommen, Styl wag' ich hier nicht auszusprechen. Mit dem Schlusse, der den größten Theil des zweiten Bändchens ausmacht, war es jedoch anders der Fall. Hier würde ich mit meinen leichten Verände-

rungen nicht ausgelangt haben. Es waren größere Tableaux, denen die verbindenden Mittelstücke fehlten; überall traten mir Lücken entgegen, und da dem Publikum kein Roman übergeben werden sollte, so durfte hier auch kein Zusammenhang erfunden werden. Jeder Leser wird daher gebeten, hier aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Schwer ist es nicht, denn die Begebenheiten sind nicht so ungewöhnlich, und die Wege des Verfassers so menschlich und hell, daß man den Faden nicht verlieren wird, wenn er auch nicht sichtlich vorhanden.

Das Fragmentarische, das hiedurch dem Buche anklebt, macht es in meinen Augen nur interessanter; unterhaltender ist es gewiß, als wenn jeder kleine Umstand mitgetheilt würde, und gern hätte ich selbst im ersten Bande manches weggewünscht, das mir zu geringfügig oder überflüssig schien; allein meine Achtung vor dem todten Verfasser verbot mir, an seinem Eigenthum eine räuberische Hand zu legen.

Ich kannte übrigens den Mann, von dem hier die Rede ist. In Altona war es, wo ich in dem Jahre 1828 seine flüchtige Bekanntschaft machte. Wie seltsam das Schicksal mit uns spielt! Hätte ich damals wohl denken können, daß ich einst dazu berufen seyn würde, hier in Stuttgart seine Memoiren zu ediren?

Ich war an einem heißen Julimorgen, den ein kurzer Strichregen nicht zu dämpfen vermochte, mit Herrn Lebrün, dem Director des Hamburger Stadttheaters, nach Altona gegangen, um die dortige Kunstausstellung in Augenschein zu nehmen. Herr Gumpel, ein eben so großer Kunstfreund, als gastfreundlicher Mann, traf uns dort und lud uns zum Essen ein, und da war es, als wir uns nach seiner prächtig gelegenen Villa an der Elbe begaben, daß wir unserm Mann am Ende der Paille-maille begegneten. Herr Lebrün kannte ihn längst, redete ihn an, und stellte mich ihm vor. Jetzt da mir das Leben des Mannes klar vor Augen liegt, ist es mir natür-

lich ein Leichtes, mir den Zusammenhang aus seinen Zügen herzustellen, deren Seltsamkeit mich damals frappirte und so lange beschäftigte, daß ich während der heitern Mahlzeit bei Herrn Gumpel, mehr an den Fremden, der zu Rainville gegangen war, als an die guten Bissen und Weine dachte, die vor mir standen und dieser Zerstreutheit wegen in der That nicht die unterhaltendste Figur in dem kleinen Kreise spielen mochte.

Er war ein mäßig großer Mann, mit bedeutendem Bauche und Doppelkinn, sein Gesicht schwärzlich gelb, von Blatternarben durchfurcht, eine hohe Stirne mit krausen Haaren, die stark in's Graue spielten, wie von leichten Wollflocken umsäumt, die Nase lang und dick, an der Spitze röthlich gefärbt, der Mund weit, das Kinn vortretend, von einem dichten, schwarzen Barte umgeben, was mir um so auffallender war, da hier die Mode der jeune France offenbar anticipirt wurde.

Wenn nun die geneigten Leser nach dieser Beschreibung leicht einsehen werden, daß es

nicht die Schönheit des Mannes seyn konnte, die mich für ihn eingenommen, so bin ich wohl schuldig zu sagen, was es war, das mich unabläßig während des Mittagessens beschäftigte. Mit dem „je ne sais quoi“ allein würden sich die Leser schwerlich begnügen, obgleich ich dies zunächst anführen müßte, dann aber auch die bedeutungsvolle Miene, womit der Fremde mich maß, und ein halb spöttisches, halb gutmüthiges Lächeln, das um seine unförmlichen Mundwinkel spielte, als er unserm freundlichen Wirthe, der uns begleitete, die Worte zurief: „Wissen Sie schon, wie heute Metalliques in Hamburg notirt wurden?“ In jenem Ausdrucke lag mehr, als zur Begleitung dieser unter Banquiers so gewöhnlichen Begrüßungsformel erforderlich war. Wie man oft beim ersten Begegnen eines holden Engels es tief im Herzen vernimmt: „Diese oder Keine!“ so schien es mir hier zu Muthe zu werden. Es lag etwas Uebernatürliches in dem Momente. Man lache mich nicht darüber aus; jetzt da ich gleichsam des armen

Banquiers Erbe und Testamentsvollstrecker zugleich geworden bin, wird es mir erst recht klar, was ich damals nur dunkel fühlte. Und ob auch er vielleicht eine Ahnung von dem hatte, was ich ihm einst werden sollte? Und ob seine Züge etwa deßhalb unwillkührlich diese Bedeutung für mich erhielten? Dies ist ein Kapitel, wo unsere Erfahrungen, und wären sie die reichsten, nicht auslangen können. Wer erinnerte sich nicht hiebei der ersten Begegnung der unglücklichen Maria Antoinette und Samsons, des executeur des hautes oeuvres, wie der Schreckensmann genannt seyn will? Auf einem Spaziergange im Park von Trianon erblickte sie einen fremden Mann, der ihr ein Entsetzen ähnliches Staunen erregt. Man erkundigte sich nach dem Fremden, und es war derselbe, der später eine so fürchterliche Bedeutung für die Königin erhielt, deren schöner Hals sich unter seinen Fäusten bog. Wer konnte damals der Königin von Frankreich und Navarra ein solches Prognostikon stellen, aber woher kam

wohl die ängstliche Regung in ihrem Innern in jenem Momente? —

Ich kann, indem ich diese Stelle überfliege, nicht ohne bitteres Lachen hinzuzufügen unterlassen: daß mir jedoch außer dieser ziemlich magern, geistigen Erbschaft nichts von den irdischen Gütern des Banquiers zu Theil geworden ist. —

Was ich oben erzählt, wird freilich den Herren, in deren Gesellschaft ich mich damals in Altona befand, wenn sie nehmlich ein gutes Gedächtniß haben, die Persönlichkeit enthüllen, die so emsig bemüht war, sich vor den Lesern zu verbergen. Allein ich finde diesen Vorsatz des Dahingeschiedenen eben so unstatthaft, als unüberlegt. Verräth er nicht schon selbst durch die Mittheilung seiner Denkwürdigkeiten größtentheils sein Geheimniß? Werden nicht alle jene Personen, welche darin — wenn gleich ungenannt — figuriren, sich alsbald wiedererkennen, und wer kann uns dafür stehen, daß sie nach Maaßgabe ihrer Betheiligung nicht auch Andre in's Vertrauen

ziehen, und vielleicht selbst manches darüber veröffentlichen? Ferner haben die Zueignungen an zwei berühmte Handelshäuser, die ich hier in der Uebersetzung beifüge, und die den Verfasser nicht ganz von dem Vorwurfe der Eitelkeit rein erscheinen lassen, ebenfalls einen Fingerzeig gegeben, sein Incognito aufzuhellen. Ob der Verfasser die etwas schnöde Antwort jener Häuser auch dem Buche vorgesetzt haben würde, überlasse ich dem Ermessen des billig denkenden Lesers; mir schien es erlaubt, nach dem Tode des Mannes diesen Gebrauch davon zu machen, da sie dem Manuscripte beilagen.

Da man auf solche Weise das Geheimniß mit Recht: Secredo a voces nennen kann, habe ich mich wahrlich nicht der Indiscretion anzuklagen, wenn ich des Verfassers hier in einer Art erwähnte, die wenigstens für einige Leser in Hamburg die einstmalige Existenz des Mannes außer allen Zweifel setzt und dem gesammten Lesepublicum als Bürgschaft gelten kann, daß ihm hier keine Erfindungen einer müßigen Laune übergeben werden. Mir

würden die folgenden Blätter, als solche, nicht der geringsten Beachtung werth seyn, und sicher auch jenem Leserkreise, den sie sich vielleicht gewinnen werden, nicht das kleinste Interesse einflößen können.

Was ich zu bevorworten für nöthig hielt, ist nun gesagt, mein Antheil an dieser Herausgabe dargethan, ich ziehe mich daher in den Hintergrund zurück, um meinen Autor, ohne weitere Dazwischenkunft, ruhig bis zu Ende fortsprechen zu lassen. Dann hoffe ich wieder mit einem Schlußworte zu erscheinen, als des günstigen Lesers

Stuttgart, den 1. Juni 1836.

gehorsamster

Herausgeber.

I.

(Aus dem Spanischen).

Herren Arias de la Torre Mazaredos et Co. zu Cadiz.

. . . . 5. Mai 183 . .

Ich benütze die erste Gelegenheit der wiedereröffneten Schiffahrt, Ihnen mit Diesem die Nachricht zu übersenden, daß ich nunmehr gesonnen bin, mich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen, und daß demnach das unter der Firma von *** bisher in ** bestandene Banquier-Haus seit dem ersten Januar d. J. seine vollkommene Endschaft erreicht hat. Ich kann nicht unterlassen, Ihnen bei dieser

Gelegenheit meinen höflichen Dank für die mir, während unserer langen Verbindung bewiesene Freundschaft, so wie für den mir eingeräumten Kredit, hiemit abzustatten. Freundschaft und Kredit heben und tragen sich in jetziger Zeit wechselsweise; eines gibt dem andern Währung und Maaß; und wo man sie in dem Grade, wie ich bei Ihnen, genossen hat, da sind sie des besten Dankes wohl werth. Es drängt mich aber, diesem in gegenwärtigem Falle einen stärkern Ausdruck zu geben, als den die leeren Worte ihm zu ertheilen vermögen, und daher bin ich so frei, zu einem in Ihren Augen gewiß seltsam erscheinenden Zeichen meiner Erkenntlichkeit zu greifen. Sie werden vielleicht an Ihrer äußersten Spitze von Europa noch nicht in Erfahrung gebracht haben, daß sich von Frankreich aus die Mode verbreitet hat, Memoiren zu publiciren. Diese Mode hat nun so sehr an Ausdehnung zugenommen, daß man sich nicht mehr damit begnügt, bei seinen eigenen Memoiren stehen zu bleiben, sondern daß man

rechts und links in fremdes Eigenthum hineingreift, und gleichsam Memoiren aller Personen schreibt, mit denen man nur jemals entfernt in Verbindung gestanden, und so viel davon mittheilt, als man nur auf diesem oder jenem Wege theilhaftig werden konnte. Dieses Geschäft ist einträglich und nicht übel an der literarischen Börse accreditirt. Selbst ein Fürst hat darin gearbeitet und setzt, wenn gleich bei einigem Schwanken des Courses, seine Speculationen noch immer im Großen fort. Nur möchte ich freilich hiebei Ihnen, aus alter Handelsfreundschaft, kein del Credere zu übernehmen anrathen.

Diese Vorgänge und ersichtlichen Erfolge haben mich nun bestimmt, auch etwas in solcher Art auf eigene Rechnung zu wagen. Es steht dabei nichts auf dem Spiele. Die kleine Auslage kommt nicht in Betracht und da ich meine Firma nicht preiszugeben gedenke, so ist auch von dieser Seite nichts zu befahren.

Ich habe nunmehr bei mir beschlossen, Euere Edeln als stillschweigenden Associé anzuneh-

men, das heißt, mein Buch Ihrer geachteten Firma zu widmen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß es elegant gedruckt werde, und dann nicht unterlassen, es Ihnen auf schnellstem Wege zuzusenden.

Sie werden hoffentlich diese Aufmerksamkeit zu würdigen wissen und meine Gabe, als ein Zeichen wahrer Ergebenheit, zu acceptiren, so geneigt seyn.

In Erwartung einer baldigen Antwort, die mir Ihre Zustimmung hoffentlich bringen wird, habe ich die Ehre, unter nachstehender Beifügung unserer heutigen Börsencourse und einliegenden Preiscourants, mit vollkommenster Werthschätzung zu seyn

***

II.

Antwort auf voriges Schreiben.

An * * * in * *

Cadiz . . . . 24. Juni 183 . .

Wir beeilen uns umgehend auf Ihr geehrtes Schreiben vom 5 p. zu antworten. Mit großer Betrübniß haben wir daraus Ihren Entschluß wahrgenommen, Ihr seit so vielen Jahren mit Ruhm geführtes Bankhaus aufzugeben, und uns hiedurch des Vorzugs zu berauben, ihm auch ferner die ergebensten Dienste zu widmen. In Gemäßheit Ihrer Anzeige geben wir uns die Ehre, hier einliegend unsern Conto-Abschluß zu überreichen, aus dem uns ein kleines Guthaben erwächst, das wir unter heutigem

mit 7 Mark 4½ Schilling, a vista ordre eigene

auf Sie abzugeben so frei waren, und um dessen Honorirung wir höflichst ersuchen.

Genehmigen Sie hiemit die wiederholte Versicherung unserer hochachtungsvollsten Ergebenheit

Ihre

Arias de la Torre Mazaredos et Co.

Theurer Freund! Der Beweis Ihres Andenkens erschien mir eben so auffallend, als überraschend. Was soll ich dazu sagen? Sie sind entschlossen, als Schriftsteller aufzutreten, und führen mir das Beispiel eines Fürsten an; ich muß aufrichtig gestehen, daß ich keinen rechten Begriff von dem Allen habe. Gern würde ich es sehen, wenn unsere Firma ganz aus dem Spiele bleiben könnte, weil ich von hier aus nicht zu berechnen im Stande bin, welche Wirkung dies an der Börse hervorbringen dürfte. Ich fürchte jedoch, daß diese meine Bemerkung zu spät in Ihre Hände kommen wird, da stets sechs volle Wochen zur

Correspondenz zwischen Hamburg und Cadiz hin und zurück erfordert werden. Mir bleibt daher für jetzt nichts übrig, als Ihnen bemerkbar zu machen, doch ja nichts unternehmen zu wollen, was unsere Firma präjudiciren könnte, und sich ferner meines persönlichen Dankes für diesen etwas seltsamen Beweis Ihrer Freundschaft versichert zu halten. Schließlich bitte ich noch mir Ihr Werk, das ich zwar nicht verstehen, aber dessen ungeachtet sehr hoch halten werde, durch Capitän Peter Martens, der dort im Laden auf hier begriffen ist, gefälligst zu übersenden. Dies ist sicher der kürzeste, und für uns annehmlichste Weg.

Einliegend Course und Preisliste.

Mit fortdauernden Gesinnungen wahrer Freundschaft verbleibe ich in meinem und meines ältern Bruders Don Petro Namen,

Ihr

sehr ergebener

Alvaro de la Torre.

III.

(Aus dem Italienischen).

Herren Silvio und Pietro Radicanacchi, Gebrüder in Smyrna.

..... 5. Mai 183 ..

Ich habe die Ehre, Ihnen die Auflösung des von meinem seligen Herrn Vater gegründeten Bankhauses an hiesigem Platze mit diesem gehorsamst anzuzeigen, und zugleich für den demselben in oft so kritischen Zeitläuften fortwährend geschenkten Credit mit der aufrichtigsten Gesinnung zu danken. Um dieser Gesinnung einen sichern Beweis beizufügen, erlaube ich mir, einen Band meiner Memoiren, deren Herausgabe ich so eben bewerkstellige, Ihrer hochgeachteten Firma zu widmen, und ersuche Sie, verehrteste Herren, diese Widmung annehmen zu wollen, und solcher-

gestalt einem meiner sehnlichsten Wünsche die schönste Erfüllung zu schenken.

Ich bemerke schließlich noch zu Ihrer gefälligen Richtschnur, daß, neuesten Nachrichten aus unserm Binnenlande zufolge, Smyrnaer Baumwolle bedeutend im Fallen ist, während beste Georgia mehr faveur zu nehmen beginnt, und in der Hoffnung, daß sich die Nachricht von der Abnahme der Pest auf Ihrem werthen Platze, wie solche unser unpartheiischer Correspondent verkündet, bestätigt, erharre ich mit stets gewidmeter Dienstbeflissenheit

***

IV.

Antwort auf voriges Schreiben.

Smyrna . . . . . 3. Juli 183 . .

Mit Bedauern haben wir die Auflösung Ihres Ehrenhauses aus Ihrem schätzbaren Schreiben vom 5. Mai entnommen. Wenn gleich die jüngst vergangenen Conjuncturen wenig Gelegenheit gegeben haben, eine belebte Geschäftsverbindung zwischen uns hervorzurufen, und die pecuniären Vortheile in diesem Falle gänzlich in den Hintergrund treten, so sieht man doch ungern eine Firma, wie die Ihrige, aus der Handelswelt scheiden, der sie sowohl durch bedeutende Fonds, wie durch glückliche Speculationen stets zu großer Zierde gereichte.

Eben so überraschte es uns, daß Sie gesonnen sind, Ihren geehrten Börsennamen auf

dem Titel eines literarischen Unternehmens prangen zu lassen, und so sehr es uns auch schmeicheln mußte, daß Sie uns erkoren haben, diese Ehre zu theilen, so setzt es uns doch einigermaßen in nicht geringe Verlegenheit, da wir nicht so eigentlich wissen, was den Inhalt Ihrer gewiß sehr schätzbaren Memoiren bilden wird. Unsre Literatur und die Literatur der Franzosen zeigen uns manches Beispiel solcher Denkwürdigkeiten, wo die kleinsten, oftmals unscheinbarsten Details so mitgetheilt werden, daß sie das Interesse des Lesers zu fesseln im Stande sind. Unser Geronimo Radicanacchi, der sich in seiner guten Zeit viel mit den schönen Wissenschaften beschäftigte, hat selbst einige jener Werke gelesen, aber eben deswegen wissen wir nicht, was wir von Ihnen in dieser Hinsicht zu erwarten haben dürften. Schreiber dieses hofft, daß Sie alle Handelsverhältnisse, in welchen Sie zu unserm Smyrnaer und Triestiner Hause standen, unberührt lassen werden, und namentlich der Geschichte des Zuckerbrandes, so wie

der unvorsichtigen Oeffnung des Baumwollballens, der den Tod zweier Personen verursacht haben soll, nicht erwähnen. Ueberhaupt würden wir die Ehre ganz ablehnen müssen, wenn Sie gesonnen wären, unsere Firma in Ihrem schätzbaren Werke anzuführen. Im Falle Niemand von der uns zugedachten Ehre ein Wort erfährt — aber nur in diesem einzigen Falle — glaubt unser Chef Ihr geschätztes Ansinnen nicht von der Hand weisen zu dürfen, und erwartet dafür, daß in der Folge, wenn die Ereignisse den levantischen Handel wieder begünstigen, und Sie sich hiedurch geneigt fühlen sollten, eigene Geschäfte auf hiesigen Platz wieder zu unternehmen, Sie sich unserer Firma und der Ihnen stets gewidmeten Dienste geneigtest erinnern werden.

In dieser Hoffnung zeichnen sich mit der vollkommensten Hochachtung

Ihre

ergebenen

Sylvio und Pietro Radicanacchi,
Gebrüder.

Erstes Kapitel.

Was der geneigte Leser zu erwarten hat. — Buchhändler-Vortheile. — Der Thee beim Nachbar. — Der stillschweigende Compagnon. — Schriftsteller-Manie. —

„Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple" — so fängt Rousseau seine Confessions an; und so kann ich die Meinigen wohl auch anfangen. Wann hätte man wohl jemals gehört, daß ein homme de lettres zugleich ein homme de lettres de change war? Der Stand, zu dem ich mich zähle, ist nicht einmal zu dem lesenden Publikum zu rechnen, geschweige zu dem schreibenden. Da haben wir's: Zählen! Rechnen! Man sollte glauben, daß, wenn einmal ein Banquier die Feder ansetzt, sogleich von Zählen und Rechnen die Rede seyn muß. Aber man stoße sich

nicht daran! Es soll so viel wie möglich in diesen Denkwürdigkeiten, wenn ich sie so nennen darf, nur immer figürlich davon gesprochen werden.

Daß ein Banquier seine Memoiren herausgiebt, sollte so eigentlich Niemanden in Verwunderung setzen, in dieser Memoiren-wüthigen Zeit, wo von den Memoiren der Contemporaine bis zu denen eines Schornsteinfegers, die ganze Zeitgeschichte wie ein buntbemalter Atlas vor den Augen aller Welt aufgerollt wurde. Daß ein Banquier heut zu Tage Bedeutung genug hat, um nicht erst weitläuftig nöthig zu haben, sein Beginnen in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, liegt klar am Tage, vielmehr könnte es auffallen, daß es bis jetzt noch Niemanden eingefallen ist, der großen Börsen-Aristocratie darin mit gutem Beispiel voranzugehen. Die Frage aber ist, ob mein Beginnen dadurch gerechtfertigt wird. Doch nur Muth! ich will die Bahn brechen! Vielleicht ist dieser erste Schritt im Stande, manchen meiner Standesgenossen aufzufordern, ein Gleiches zu thun. Ich bin nicht so anmaßend, diesen Blättern das Aufsehen zu prophezeihen, was in jüngster Zeit so manche Me-

moiren gemacht haben, doch bin ich auch nicht so blöde und bescheiden, ihnen alles Interesse abzusprechen. Es sind die Hauptmomente aus dem Leben eines Menschen, der in der Zeit lebte, mit ihr verkehrte, und wenn auch nicht in den Lauf der Dinge mächtig einzugreifen bestimmt war, doch dabei förderte und half, wie es dem thätig wirkenden Einzelnen stets zugetheilt ist, und aus dessen Erlebnissen sich manche Lehre feststellen läßt. Die lebendige Erfahrung hat vieles vor dem todten Buchstaben voraus; das, was ich hier gebe, ist eine solche; keine mühsam aus Büchern zusammengestoppelte Lese übergebe ich hier der Welt, sie soll keine Weisheit aus zweiter und dritter Hand erhalten; Alles trägt hier den Stempel der Wahrheit und des selbst Erlebten.

Ein Tagebuch werde ich meinen Lesern jedoch auch nicht übergeben. Das Tagebuch eines Banquiers müßte stets etwas Trockenes und Eintöniges haben. Die notirten Course, die Chancen der Börse, das Maklergeschwätz müßten darin einen zu großen Raum einnehmen; darum nichts von dem Allem. Ich ordne meine Memoiren nach den

Hauptmomenten meines Lebens, und lasse Alles weg, was nicht im Stande ist, ein allgemeineres Interesse zu erzielen.

Obgleich mein Geschäftsleben geschlossen ist, so stehe ich doch noch nicht an dem Rande meiner Tage. Ich verspüre Lust in mir, diesen zwei Bändchen, die ich hier vorläufig dem Publicum übergebe, noch mehrere folgen zu lassen, denn ich bin nicht gesonnen, mein Pulver mit einem Male zu verschießen. Jedoch verspreche ich aber auch feierlichst, nicht aus Speculation auf die Beutel meiner Leser, den Faden bis zur Ungebühr zu strecken, und Fortsetzung auf Fortsetzung anzukündigen. Meine Umstände sind von der Art, daß ich um des Gewinns wegen nicht die Feder ansetzen darf. Es zeugte in der That von schwachen Fähigkeiten, wenn Jemand, der einst an der Börse Credit hatte und mit einem Federstriche Tausende gewinnen konnte, in seinem Alter genöthigt wäre, das mühsame Gewerbe eines Schriftstellers zu ergreifen, der Hunderte von Bogen vollschreiben muß, um nur einen mäßigen Gewinn einzustreichen. Ich bedauerte stets diese Schriftsteller von Handwerk,

und wenn ich nach mir selbst sie beurtheile, so wundert es mich nicht, daß wir mit so vielen schlechten Büchern überschwemmt werden. Wie kann man Unterhaltung für Andere da verlangen, wo Ueberdruß und Sorge regieren, wo die Seiten und Zeilen emsig zusammengezählt werden, um den Bedarf der Haushaltung damit in Verhältniß zu setzen. So sehr man auch in neuerer Zeit von den guten Honoraren sprechen hört, welche die Schriftsteller verdienen sollen, so wäre ich doch nicht geneigt, sie deßhalb zu beneiden. Mir erscheint es immer als das sauerste Brod, was Jemand zugeschnitten werden kann. Müßte ich mich nun z. B. hinsetzen und die vielen Bogen meiner Memoiren nach und nach hinschreiben, ich nähme alle Ehre eines gekrönten Schriftstellers nicht dafür hin, aber noch weniger sein Honorar. Hundert — zweihundert Louisd'ors! mein Gott — die armen Leute! —

Etwas Anderes ist es mit den Buchhändlern. Ich glaube etwas von dem Umsatz des Geldes begriffen zu haben, und da muß ich denn aufrichtig gestehen, daß es nichts Einträglicheres giebt — den Apotheker ausgenommen — als den Buchhändler.

Von einer Taxe kann bei diesem eben so wenig die Rede seyn, als bei jenem. Wer wollte ein Recept berechnen, das ganz unscheinbare Theilchen von Medicamenten enthält, die der Apotheker theils nach Centnern einkauft, oder im Sommer von armen, alten Weibern auf dem Felde zusammenlesen läßt? Wer taxirte wohl ein Buch jemals nach dem, was es den Verleger gekostet hat? Wer fragt nach dem Honorare, das er dafür gegeben, oder nach den Spesen für Druck und Papier und sucht dieses mit dem Preise in Einklang zu bringen, den der Meßkatalog meldet? Diese treffliche Einrichtung zog längst meine Augen auf dies Geschäft, und ich, der ich sonst froh war, meine Capitalien mit 12 Prozenten umzusetzen, erhielt mit einem Male Kenntniß von einem Geschäfte, welches das Doppelte, ja das Dreifache abzuwerfen versprach. —

Heute — da ich dieses erste Kapitel schreibe — sind es zwei Jahre, daß mein Nachbar, ein bemittelter Banquier, der jedoch einen großen Theil seines Vermögens im Papierschwindel eingebüßt hatte, mich auf Thee und Abendbrod zu sich ein-

laden ließ. Ich pflog keinen Umgang mit ihm und die Einladung überraschte mich daher.

Als ich mich zur gewöhnlichen Stunde einstellte, fand ich ein gut geheiztes Zimmer, Madame hinter der silbernen Theemaschiene, meinen Nachbar, die Hände in den Seitentaschen, und mit kleinem Gelde, gleichwie mit Kastagnetten, den Vortrag eines jungen Menschen accompagnirend, der mit gedehntem, schnarrendem Tone ein hochtrabendes Gedicht vorlas. Mein Hereinkommen war wie natürlich nicht ohne Geräusch abgelaufen, daher empfing mich ein ziemlich Scht! aber mein Nachbar hatte mich kaum erkannt, als er mich bei der Hand ergriff, sie mit bedeutungsvoller Miene hinabdrückte und zugleich durch Augenblinzeln mir zu verstehen gab, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit auf den Vorleser richten sollte. Ich that es denn auch eine Weile, aber ich muß gestehen, daß es eine Schwachheit von mir ist, in solchen Fällen zuerst zu gähnen und dann einzuschlafen. Beides passirte mir in Berlin selbst, wo ich Holtei und Saphir vorlesen hörte. Ich stand kaum fünf Minuten da, als das furchtbarste Gähnen begann

und meinem Munde mit einem Starrkrampfe drohte. Mein Wirth bemerkte es.

„Hören Sie“, sprach er, „Sie scheinen mir den schönen Wissenschaften nicht geneigt zu seyn! Ich liebe die schönen Wissenschaften wie närrisch, wie kommt es, daß Sie sie nicht lieben?“

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen“, erwiederte ich mit freimüthiger Bescheidenheit, „daß ich die schönen Wissenschaften genauer kennen müßte, um sie zu lieben oder zu hassen. Die Wahrheit zu gestehen, sind mir die Wissenschaften ziemlich gleichgültig.“

Madame hatte diese Aeußerung nicht sobald vernommen, als sie fast kreischend ausrief: „Die Wissenschaften gleichgültig?“ „Die Wissenschaften gleichgültig!“ wiederholte in der Tiefe, bekräftigend der Mann. „Wie können Einem die Wissenschaften bei jetziger Zeit gleichgültig seyn?“ fügte er dann im spitzesten Fragetone hinzu.

Der junge Vorleser biß sich lächelnd die Lippen.

Mein Nachbar aber führte mich weit weg vom Theetisch in die entfernteste Fensterecke.

„Lassen Sie den jungen Menschen meiner Frau

vorlesen und wir wollen, bis die Andern gekommen seyn werden, die unsere Parthie mitmachen, ein vertrautes Wörtchen miteinander plaudern.“ So fing jetzt mein Wirth freundlich zu sprechen an. „Warum sind Sie so abhold unserm Parnaß? Ich spreche hier von dem Musenberge nehmlich. Ich kann mich wahrhaftig nicht auf Sie verstehen. Es thun sich Leute unter uns hervor, die herrliche Gedichte machen und es verdienen, daß sie auch guten Profit dabei haben. Nur wenn dies der Fall ist, werden sich Mehrere von uns zu der Begeisterung hingezogen fühlen. Es ist ja doch keine Hexerei! Wir haben Kopf; denn wer den Cours richtig und schnell im Kopf berechnen kann, wird auch ein Sonnet machen können. Es ist nur die Frage bis jetzt gewesen, ob man dabei wird bestehen können. Für die andern zu arbeiten, damit sie das Fett oben wegschöpfen, wird man keinem Vernünftigen zumuthen! Wenn Göthe und Schiller das bedacht hätten zu ihrer Zeit, so wären sie jetzt nicht nur die großen Männer, sondern auch die reichen Leute — verstehen Sie mich?“ —

Und so ging es noch eine Weile fort; ich mag

meine Leser mit dem Galimathias nicht langweilen. Das Ende vom Liede war, daß er — wie er selbst sagte — nun auch einmal sicher in Papier speculiren wollte, nachdem er es so oft unsicher gethan. Er hatte im Sinne, eine Buchhandlung zu eröffnen, und forderte mich auf, mich dabei zu interessiren. Er öffnete seinen Secretair und zeigte mir ein Paar sauber abgeschriebene Werke, die er mit seiner Firma in die Welt schicken wollte, und deutete dann mit stolzem Blick auf den jungen Mann am Theetische, indem er sagte:

„Der dort ist mir lieber als Mancher, er macht Ihnen Gedichte nach der neuesten Façon; er hat bei Saphir das Recensiren gelernt und will bei mir ein Journal herausgeben, worin er beweisen wird, daß Alle nichts verstanden haben, bis auf ihn. Ich sage Ihnen, es muß Alles zu Gold werden, was ich drucken lasse; ich habe die besten Köpfe bereits an mich gebracht; Köpfe, die gegen die Andern gehalten, ihre drei Procent Agio gelten!“

Meine Leser werden es längst wohl gemerkt haben, daß mein nachbarlicher Wirth zu jenem Volke gehörte, dem der Handel zu Macht und

Ansehen verhilft, obgleich er ihm zum Vorwurfe gereicht, und ich will eben so wenig verheimlichen, daß ich einst sein Glaubensgenosse war, der aber längst zum Christenthume überging. Hiedurch wird erst so Manches von dem, was ich erzählen werde, seine rechte Deutung erhalten.

Ich wünsche mit ziemlich kalter Miene meinem Wirthe Glück, bedauerte jedoch, meine Fonds in andern Unternehmungen placirt zu haben, und daher nicht Theil nehmen zu können. Von diesem Augenblicke an ward der Mann einsylbiger; es kamen noch einige Leute, man machte ein trockenes Whist, und ich empfahl mich. Ich habe seitdem keine Einladung mehr erhalten. —

Aber nicht sowohl die Buchhandlung, die ich bald in meiner Nachbarschaft .eröffnet sah, als vielmehr das, was ich an jenem Abende gehört hatte, regte mich an, in diesem Geschäfte auch einmal mein Heil zu versuchen. Ich wollte jedoch nur mein Geld riskiren, nicht meinen Namen. Ich wollte mit der Censur und mit den Schriftstellern nichts zu thun haben, sondern nur mit einem Einzigen bei diesem Handel in Berührung

stehen. Meine Gedanken richteten sich auf einen Mann, der mir als redlich und fleißig geschildert wurde. Ich machte ihm den Vorschlag, ihm durch Auxiliartruppen unter die Arme zu greifen, und bat ihn, mir Vorschläge in dieser Hinsicht zu machen. Er ließ sich nicht lange erwarten. Ich begriff nichts von dem, was er vorhatte, aber ich streckte ihm die Summe vor, die er wünschte. So kam ich mit der Literatur in Berührung.

Ich zog mich nach und nach von den großen Geschäften zurück und setzte mich, wie man es zu nennen pflegt, zur Ruhe.

Aber im Buchhandel spielte ich fortwährend mit kleinen Summen. Ich hatte meine Freude daran. Mit der größern Muße kam mir nun auch die Lust, dies und jenes von unsern Verlagsartikeln zu lesen. Jetzt fielen mir die Schuppen von den Augen. Es war bereits lange her, daß ich mir mit Lectüre die Zeit zu vertreiben pflegte. Die alten empfindsamen Geschichten, die poetischen Poesien, und vollends gar die aberwitzigen Ritter-Romane, die ich in meinen jungen Tagen gelesen, waren mir zum Horreur geworden; wie erstaunte

ich nun, diese natürlichen, ansprechenden, lebendigen Schilderungen zu finden, in einer faßlichen Sprache entworfen, und gesunde Lebensansichten, Weisheit für die Welt enthaltend. Diejenigen, welche diese neue Literatur Schritt vor Schritt entstehen sahen, können von dem Riesenabstand nicht so urtheilen, wie ich, der gleichsam nach langem Schlafe erwachend, diese Veränderungen alle vollkommen ausgebildet vorfand und von ihnen bezaubert ward.

Ich fühlte nun mit einem Male, wie leicht und wie schwer es sey, als Schriftsteller aufzutreten, aber zugleich drängte sich mir der Gedanke auf, daß es wohl auch meine Bestimmung seyn dürfte, einige Tropfen in den Ocean zu spenden, der uns tosend und brandend umgiebt, und den wir Literatur benennen.

Ich zog einige Hefte vergilbter Blätter aus meinem Pulte hervor, und sah sie mit einigem Vergnügen durch. Es waren bald ruhige, bald bewegte Schriftzüge, die ich bei verschiedenen Anlässen, oft bei wichtigen Ereignissen niedergeschrieben hatte. Jahre waren seitdem vergangen. Ich konnte dem

Drange nicht widerstehen, sie dem Publicum zu übergeben.

Mein Compagnon sollte sie aber nicht haben; ich legte mir selbst das tiefste Incognito auf. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit spedirte ich das Manuscript an eine, von meinem jetzigen Wohnorte ziemlich entfernte, Buchhandlung, die es übernommen hat, den Versuch damit zu wagen. Ich werde die nöthigen Anstalten treffen, im Falle der Erlös die Kosten nicht decken sollte, meinem Herrn Verleger den Schaden zu ersetzen. Vielleicht ist der Mangel jenes Firnisses, der in unsern Tagen die Lesewelt anzuziehen vermag, Ursache, daß meine Memoiren keinen Beifall finden; wenn ich gleich von der andern Seite hoffen darf, daß sie schon um der Seltenheit willen von Leuten meines Standes gelesen werden dürften, und sich so ein Publicum gewönnen, das gewöhnlich nicht Bücher zu kaufen pflegt.

Wenn ich nun auch nicht gerade befürchte, daß ich meine seltsamen Abenteuer im Geschäftsstyle beschreiben werde, so wäre es mir doch angenehm

gewesen, wenn irgend ein gewandter Stylist meine Blättter vor dem Drucke durchgelesen hätte. Allein wie die Sache nun einmal steht, muß ich meine Leser bitten, Alles, das Gute wie das Schlechte, was in diesem Buche enthalten ist, lediglich à Conto mio vortragen zu wollen.

Alle Persönlichkeiten, die sich dem Leser enthüllen werden, sind von dem strengsten Incognito umgeben. Nicht einmal der Anfangsbuchstabe des Namens soll, wie es jetzt üblich, dem Verrathe in die Hand arbeiten. Ich werde, wenn ich hie und da muß, stets solche wählen, die nicht die geringste Muthmaßung zulassen werden. Nous n'aimons pas le Scandale!

Die Zueignung meines Werkes an meine langjährigen und besten Handelsfreunde, die Herren Arias de la Torre Mazaredos et Compagnie in Cadiz und die Herren Sylvio et Pietro in Smyrna, möge meine Leser vermuthen lassen, daß der, welcher zu ihnen spricht, einst keine üble Figur an der Börse spielte und sich nicht eben scheuen dürfte, seinen Namen hier vollständig auszuschreiben, wenn

ihn nicht die bescheidenen Rücksichten zurückhielten, die von einem alten, reichen Banquier unzertrennlich sind, der zum erstenmale in seinem Leben als junger, bescheidener Autor vor das Publicum hintritt.

Zweites Kapitel.

Erziehung des Verfassers. — Der Vater des Banquiers. — Das orthodoxe Judenhaus. — Schweinfleisch und Sauerkraut. — Die gespenstische Ohrfeige. —

Ich war einst glücklich verheirathet nach dem Ausspruche der Menschen; wenn gleich großes Unglück mich während meiner Ehe traf. Sie blieb Kinderlos. Ein Sohn, den ich mit einem Bürgermädchen meiner Vaterstadt zeugte, erhielt den Namen der Mutter und sollte einst einen großen Theil meines Vermögens erben. Diese gute Absicht, die ich mit ihm hatte, scheint er selbst vereitelt zu haben; ich will abwarten, wie sich sein ferneres Schicksal gestalten wird.

Von meiner frühesten Jugend will ich meine Leser nicht unterhalten; sie böte wenig Stoff dazu

dar und Belehrung wäre gar nicht daraus zu schöpfen. Die Art und Weise, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Erziehung in den Häusern reicher Juden besorgt wurde, ist von der jetzigen sehr verschieden. Ich hatte einen jüdischen Hofmeister, der mich im Talmud unterrichtete, und nebenher die gewöhnlichen Schulwissenschaften lehrte. Frühzeitig wurde ich seiner Aufsicht enthoben und in dem Geschäfte meines Vaters gebraucht, der eines der ansehnlichsten im Orte betrieb.

Mein Vater war ein alter, sehr strenger Mann, von einem ungemeinen Stolze beseelt. Die Verachtung, welche seine christlichen Mitbürger ihm und seinen Glaubensgenossen zollten, suchte er reichlich zurückzuzahlen. Er hielt sich von allem Umgange mit ihnen entfernt und lebte wie ein vornehmer Fremder unter gemeinem niedrigem Volke. Seit vielen Jahren schon ging er nicht mehr aus, gewöhnlich war er in seinem Zimmer verschlossen, und trat er manchmal vor die Thür, so sprach er mit Niemanden und nickte stolz mit dem Kopfe, wenn er gegrüßt wurde. Dieser Hochmuth und Stolz waren ihm eigenthümlich, mir ist seitdem

nie wieder ein solches Exemplar eines Juden aufgestoßen. Seine Glücksgüter setzten ihn in den Stand, ein solches System durchzuführen, während ich und einige treue Commis seinen Geschäften vorstanden.

Mein Vater beschäftigte sich abwechselnd mit chemischen Experimenten und mit der hebräischen Dichtkunst. Sein Zimmer war mit Retorten und Kolben angefüllt, und dazwischen standen die großen, in Leder gebundenen, Folianten einer längst untergegangenen Dichterzeit, mit deren Auslegungen sich die Klügelei und Spitzfündigkeit vieler Jahrhunderte ohne sonderlichen Erfolg abgegeben hat.

Nur selten sah ich meinen Vater und geschah es, so hielt mir derselbe Vorträge über Gegenstände des Glaubens und ermahnte mich treu zu bleiben dem mosaischen Gesetze. Es ward mir schwer, diesen Ermahnungen Folge zu leisten. Mein Vater hatte eine Art von Hauskapelle, wo er selbst den Gottesdienst hielt. Ich durfte dabei nie fehlen. Es waren Stunden, die mir statt der gehofften Erhebung, nur Abspannung brachten, mich selbst oft mit Widerwillen erfüllten.

Man denke sich ein Gemach von mäßiger Größe, mit einer Menge von Gebetpulten angefüllt, an denen murmelnde Juden standen, dicht gedrängt, sich hin und herschaukelnd, wie ein von starkem Winde bewegter, rauschender Baum; in gewissen Zwischenräumen stießen sie tiefe Seufzer aus. Sie hatten Schuhe und Stiefel ausgezogen, und die Hüte auf dem Kopf. Es war eine dichte, dunkle, hin und her wogende Masse, voll verworrenen Geräusches, ein unheimliches Meer, das Verderben zu brüten schien, und doch an Nichts Böses dachte, sondern mit inniger Andacht seinen Schöpfer zu verehren glaubte. Der dumpfe Lärm, die Hitze, der unangenehme Geruch in diesem Raume pflegten mir gewöhnlich eine leichte Ohnmacht zuzuziehen, und ich mußte vor beendigtem Gottesdienste das Freie suchen.

Mein Vater hingegen lebte und webte in diesen frommen Uebungen. Er war der Hohepriester dieser Gemeine, die ihn tief verehrte; er versah die heiligen Gebräuche mit vielem Anstande, und galt für einen großen Künstler, der die lauten Gebete in eigenthümlicher Weise vorzusingen wußte.

Nach dem Gottesdienste war festliche Tafel, wobei sich alle Hausgenossen einfinden mußten. Mein Vater, der in den Wochentagen gewöhnlich einsam auf seinem Zimmer speiste, präsidirte dabei ächt patriarchalisch. Es wurden mit dem Hute auf dem Kopfe, die üblichen Gebete gesprochen, er genoß Brot und Wein, indem er den Segen darüber sprach, und die Speisen waren der Vorschrift gemäß, die Nacht hindurch in heißer Asche gekocht worden, welches ihnen nicht nur einen seltsamen Geschmack verlieh, sondern sie auch unverdaulich machte, da der nährende Leimstoff darin völlig verkocht war und das Fett und die weichern Theile der Knochen sich damit auf's Engste vermischt hatten.

Ich muß gestehen, daß diese Mahlzeiten nicht nach meinem Geschmacke waren, und daß ich froh war, wenn ich Nachmittags einen christlichen Speisewirth besuchen konnte, um ein tüchtiges Stück Rehziemer, der, wie alles Wild, von der Tafel eines rechtgläubigen Juden verbannt bleibt, oder einen Schnitt saftiger Kalbskeule, welche auch den Juden verboten ist, die nur die Vordertheile der Thiere genießen dürfen, mit Heißhunger zu verzehren.

Jedoch mußte ich mich dabei sorglich in Acht nehmen, daß es meinem Vater nicht hinterbracht würde, der diese Vergehungen gegen die rabbinischen Vorschriften schwer geahnet haben würde.

Ich muß hiebei eines seltsamen Traumes erwähnen, denn für mehr kann ich es wohl nicht halten, obgleich er einen noch jetzt nicht ganz verlöschten Eindruck auf mich hervorbrachte.

Es war an einem hohen Fasttage, dem höchsten und feierlichsten, den die Juden heilig halten: der große Versöhnungstag. Man glaubt, daß um diese Zeit das große Conto, welches Gott von jedem Menschen insbesondere durch seine Engel führen lasse, abgeschlossen und saldirt werde, wobei aber, wie natürlich, auch der Frömmste hienieden zu kurz kommt, und einen größern oder kleinern Saldo auf neue Rechnung in sein Debet vorgetragen sieht. Diesen alten Saldo zu tilgen, werden nun Gebete, Fasten und Kasteiungen vorgenommen, Sterbehemde angelegt u. s. w., damit die neuen Sünden auch wieder ein reines Blatt im Hauptbuche der Welten haben, nach dem uralten Sprichworte: „Wer seine Schulden zahlt, erhält seinen Credit.“

Die Strenge, womit dieser Tag in meinem väterlichen Hause geheiligt wurde, läßt sich aus der kurzen Schilderung, die ich davon zu entwerfen mir erlaubte, wohl bemessen. Auch ich, so frei ich sonst über ähnliche Dinge dachte, konnte mich doch von dem Gedanken nicht losmachen, daß diesem Tage eine ganz besondere Heiligkeit anklebe. Es ist mit solch angeborener Scheu etwas seltsames; unsere ganze Philosophie ist nicht im Stande sie zu entfernen. Trotz meiner innigen Achtung vor dem Feste war indeß mein nüchterner Magen doch nicht im Stande, den ganzen Tag über in dem Betsaale auszudauern. Ich schlich mich unbemerkt fort und entkam glücklich in eine ferne Gegend der Stadt, wo keine Juden wohnten, und die Schornsteine gastlich und gemüthlich rauchten. Mein Hunger stieg mit jeder Minute, und eben so der Wunsch, ihm ein Ende zu machen. Vor mir lag ein Wirthshaus; keines von den Ersten; aber ich nahm mir nicht Zeit, lange zu wählen, und trat ein. Ein appetitlicher Duft durchzog den Raum; man trug die Speisen auf kleinen Zinntellern herbei, die man den Gästen vorsetzte. Ein alter pensio-

nirter Offizier, den ich kannte, ließ sich eben seine Portion reichen. Es war Schweinsbraten mit Sauerkraut! Er lud mich spöttisch lächelnd ein zu kosten, weil er wohl dachte, daß ich es nicht thun würde. Aber mein Hunger stieg bis zur Raserei; ich hatte seit dem Morgen nichts genossen; dabei duftete das Gericht so erregend; ich kämpfte mit mir selbst; wie ich auch schon gegen die Gebote meiner Väter gefehlt hatte, so war doch Schweinfleisch noch nie über meine Lippen gekommen.

Ich erkundigte mich, was es zu essen gebe; es war sonst Nichts zu haben; der alte Offizier lachte mich abermals spöttisch an — ich fühlte mich hinfällig zum Sterben — da ermannte ich mich — und meine Lippen stammelten: „Eine Portion Schweinefleisch mit Sauerkraut!“ — Jetzt war es heraus, und nach kurzem Warten stand der dampfende Teller vor mir. Mit einem triumphirenden Blick auf den Offizier steckte ich den ersten Bissen in den Mund.

Nichts hatte mir jemals besser geschmeckt; ich verschlang die Speise; und nachdem ich nun von meiner Seite spöttisch nach dem Offizier hinüber-

sah, verließ ich, selbst mächtig über meine Kühnheit erstaunt, das Gasthaus.

Mir war es nicht mehr möglich, den Betsaal zu besuchen; meine Wangen glühten, auch besorgte ich, jeder Gläubige würde mir den genossenen Frevel angesehen, oder besser angerochen haben. Ich brachte den Abend, d. h. bis zum Untergange der Sonne einsam zu, dann erschien ich in unserm Familien-Kreise, wo eine reich servirte Tafel alle Hausgenossen zum „Anbeißen" versammelt hatte, wie man diese Mahlzeit nach dem Fasttage zu benennen pflegte. Was mir auch für bekannte Leckerbissen entgegendampften, Knoblauch und Zwiebel waren nicht daran gespaart, so erschien mir keiner darunter anlockender, als jener verpönte, den ich zum Erstenmale gekostet. Ich entfernte mich nach dem Dankgebete, legte mich zu Bett und ohne vorher, ich muß es gestehen, noch schwere Betrachtungen über meinen heutigen Fehltritt angestellt zu haben, überließ ich mich dem freundlichen Schlummergott, der sich mir ungebeten nahete.

Wie täuschend waren aber seine Lockungen! Es war die fürchterlichste Nacht meines Lebens. Meine

todte Mutter trat zu meinem Lager hin. Ich träumte nicht, dessen war ich mir bewußt; ich sah sie deutlich vor mir stehen, im Sterbehemde, und die Wangen eingefallen und bleich, wie ich sie im Sarge gesehen hatte.

Mit ernstem Tone fing sie zu sprechen an und schalt mich, daß ich das geheiligte Gesetz übertreten hatte und drohte mir mit jenseitigen Strafen, die sie bereits kannte. Ich lag im Angstschweiß gebadet da und wagte nicht, mich zu regen. Aber der Geist fuhr fort, mich wie einen verstockten Sünder zu bearbeiten, und seine Worte wurden immer zürnender und fuhren wie glühende Dolche in meine Brust. Endlich hob er die Hand und versetzte mir einen Backenstreich, den ich fühlte. Ich fuhr in die Höhe, öffnete die bis dahin festgeschlossenen Augen und starrte um mich. Niemand war zugegen und der Mond erhellte mein kleines Zimmer. Ich wälzte mich bis zum Morgen schlaflos umher. Erst mit dem Aufgang der Sonne überkam mich ein kurzer Schlummer. Als ich aufstand, fiel wir sogleich die Geistererscheinung ein; ich gedachte mit Wehmuth meiner schon vor Jahren

gestorbenen Mutter und konnte mir nicht erklären, warum ich mich in der Nacht so geängstigt hatte. Die Erscheinung meiner Mutter wäre mir zu dieser Stunde wie ein milder Trost gewesen.

Ich trat vor den Spiegel, um mich anzukleiden — aber was erblickt' ich! — eine geröthete Wange, und deutlich die Spur der Finger darauf gezeichnet; ich war vernichtet. — Ein Tuch mußte umgebunden werden und ich gab vor, an Zahnschmerzen zu leiden. Im ersten Augenblicke meinte ich, daß diese Spuren der züchtigenden Geisterhand nie von meinem Antlitze verschwinden würden, und ich dachte daran, mir das Leben zu nehmen. Aber nach und nach wichen meine Besorgnisse, die rothen Stellen wurden blässer und erloschen endlich ganz. Später schien es mir einleuchtend, daß ich mir selbst, von dem unruhigen Traume erregt, im Schlafe einen derben Backenstreich gegeben hatte, den Eindruck jener Nacht verwischte jedoch keine Zeit, und noch jetzt durchrieselt mich ein Schauer, wenn ich daran denke.

Doch hatte dieser erste Versuch seine wichtigen Folgen. Ich emancipirte mich nach und nach immer

mehr, wenn ich gleich noch viele Jahre in meinem väterlichen Hause lebte.

Mein Vater hat es zu hohen Jahren gebracht; er starb in seinem acht und siebzigsten.

Hier sehe ich aber mit Schrecken, daß ich ganz gegen meinen Willen dennoch ein Kapitel mit meinem Jugendleben gefüllt habe. Die Gespenstergeschichte möge mich retten und mir zum Mindesten bei den Liebhabern des Schauerlichen einige Gnade finden lassen.

Drittes Kapitel.

Der Festungscommandant in Geldnoth.

Ich war noch nicht lange auf eigene Hand etablirt, als der Napoleonische Krieg ausbrach. Ganz Deutschland war überschwemmt, und folglich auch mein Vaterland, wie die Deutschen, im engern Sinne, die Provinz zu nennen pflegen, wo sie geboren sind. Ich nehme überhaupt Anstand, in Deutschland von einem Vaterlande zu sprechen. Der Baier in Preußen, der Schwabe in Baiern, der Schlesier am Rheine, sind Fremde, und nun vollends die Juden! — Der Jude, wenn gleich tausend Jahre darüber vergangen sind, daß seine Vorfahren sich in Deutschland ansiedelten, wird stets nur ein Fremder in diesem Lande seyn. Es

ist rührend, wenn ich daran denke, wie „unsre Leute“, durch Mord und Druck und Gefahren aller Art, dem Boden, der sie ausstieß, dennoch treu geblieben sind — sie hatten dort nicht ihr Vaterland, und dennoch trugen sie Alles mit, als hätten sie eins! Das Vaterland des Juden liegt über dem Meere; ich weiß nicht, welchem Winkel in Syrien oder Palästina ich die Arme entgegenstrecken darf und ausrufen: Hier ist die Scholle, die mich nicht wie einen Fremden verwirft! — Und doch thut sie es; in dem Lande ihrer eigentlichen Heimath sind die armen Juden am bedrücktesten; in dem Lande der Doppelhöhle, wo Abraham's und Sarah's Gebeine ruhen, spuckt der eingewanderte Türk' sie an, und schilt sie Giaur, den fremden Hund! — — —

Napoleon hatte Deutschland mit Krieg bezogen. Ich wohnte in meinem Hause, machte wenig Aufwand, und suchte mit Vorsicht meine Kapitalien anzulegen. Es war eine böse Zeit; man konnte in einem Augenblick zum armen Mann werden.

Die Franzosen hatten das ganze Land inne, nur hin und wieder war noch eine Festung in der Hand

des Landesherrn. Eine solche lag unweit von meinem Wohnorte; der Kommandant hatte früher mit mir in Verbindung gestanden; wie das so zu gehen pflegt; ich mußte ihm kleine Summen auf Wechsel leihen, und er mochte hübsche Judenmädchen gern sehen. Deshalb war er kein Judenfeind. —

Wo die französischen Machthaber hausten, da mußte man ganz besonders auf seiner Hut seyn. Eine verrätherische Anklage war bald geschmiedet, und wer seine Vertheidigung nicht recht zu führen wußte, konnte nach kurzem Prozeß erschossen werden. Das Beispiel des Buchhändlers Palm hatte ganz Deutschland wie mit einem elektrischen Schlage getroffen; aber viele Andre verbluteten eben so, ohne daß ihr Tod dieses Aufsehen gemacht hätte.

Es war im Spätherbste; eine stürmische Nacht. Ich hatte mich sorgenvoll zu Bette gelegt, und der heulende Sturm mich lange nicht einschlafen lassen. Endlich gegen Morgen fallen mir ermüdet die Augen zu. Plötzlich werde ich aufgeweckt.

„Es sey ein Herr unten im Mantel, der mich zu sprechen wünsche“, wird mir gemeldet.

Ich sehe nach der Uhr: es ist halb Fünf. Ich

werfe mich in den Schlafrock und sage, daß man den Fremden zu mir geleite, füge jedoch hinzu, daß der Bediente im Vorzimmer bleiben solle, weil der frühe Besuch dieses Mannes im Mantel denn doch einige Besorgnisse bei mir erregen konnte.

Der Fremde erscheint und gibt sich für einen Offizier unserer Truppen zu erkennen. Er ist der Ueberbringer eines Briefes des Festungscommandanten, der mich bei unserer alten Freundschaft beschwört, ihm mit einer bedeutenden Summe zu Hilfe zu eilen. Nur dann sey er im Stande, fügt er hinzu, die Festung zu halten. Er nannte mich am Schlusse des Briefes den Retter des Vaterlandes, welcher dereinst die Bürgerkrone und einen Orden erhalten würde.

Obgleich es mir sogleich einleuchtet, daß eine Geldsendung zur rechten Zeit hinspedirt, die Festung dem Landesherrn erhalten könne, so erwäge ich doch aber auch sogleich, welche Gefahr für mich daraus entstehen könnte, wenn die Franzosen diesen Boten auffingen. Meine Parthie war schnell ergriffen. Ich öffne die Thür des Vorzimmers, worin mein Bedienter auf der Lauer stand, und rief:

„Sogleich, mein Herr, machen Sie sich aus dem Staube, wenn Sie es in der nächsten Minute nicht bereuen wollen. Ich habe kein Geld, um es in die Festungen zu werfen, damit sie den Kriegern Napoleons länger Widerstand leisten. Das, was Sie, oder das Schreiben, das Sie mir überbringen, Patriotismus benennen, betrachte ich, wie die Sachen nun stehen, wie Verrätherei. Sagen Sie das dem, der Sie geschickt hat, und verlassen Sie mich!“ —

Man kann denken, wie verwirrt der Offizier seinen Rückzug antrat. Dieser unerwartete Empfang bedrohete ihn mit Verhaftung und er machte daher von der Weisung: mich zu verlassen, den schnellsten Gebrauch. Mir that es in der Seele weh, den kühnen Mann, der mit augenscheinlicher Lebensgefahr bis zu mir gedrungen war, so ohne Hoffnung und stark verletzt abziehen zu lassen. Was aber hätte ich wohl thun können? In diesem Augenblick war nichts Anders zu beginnen, und ich freute mich, selbst vor den Augen meines Bedienten, der gewiß kein Verräther war, meinen Antheil an der Sache so schlau versteckt zu haben

und mich nöthigenfalls auf sein Zeugniß berufen zu können. Jene Zeit war zu gefährlich, um selbst vor einem Bruder in solchem Falle offen zu handeln. Nichtsdestoweniger ging ich aber sogleich mit mir selbst zu Rathe, wie es möglich wäre, die verlangte Summe dem bedrängten Kommandanten in die Festung zu spielen.

Ich hatte Ursache, meine Vorsorge zu loben. Bald vernahm ich, daß jener Offizier gefangen genommen wurde; hätte ich ihm Geld anvertraut, so wäre es verloren gewesen; hätte er ein Schreiben von mir zu überbringen gehabt, so wäre ich verrathen worden. Von dem fernern Schicksale des jungen Mannes, der einer der ersten Familien des Landes angehörte, habe ich nichts mehr erfahren können; wahrscheinlich war es beklagenswerth.

Durch die Gefangennehmung seines Boten war aber mein seltsames Betragen dem Kommandanten der Festung nicht zu Ohren gekommen, und er hegte keinen Zweifel, daß ich seinem dringend ausgesprochenen Wunsche nachkommen würde.

Ich begab mich nun mit der bedeutenden Summe, die verlangt worden war, selbst auf den Weg und

erreichte glücklich ein einsames Haus, unweit der Festung, von wo ich ihrem Kommandanten Nachricht zukommen lassen konnte. Wirklich erschien dieser selbst, um das Geld in Empfang zu nehmen. Er nannte mich den edelsten Deutschen, den hochherzigen Befreier des Vaterlandes, dem er nach abgeschlossenem Frieden eine Belohnung von seinem Fürsten auswirken wolle, die ihn vor ganz Deutschland auszeichne.

Ich will meinen Muth, eine beträchtliche Summe zu jener Zeit mit so geringer Aussicht auf Wiedererstattung, und mit keiner auf Vortheil, nicht zu hoch anschlagen, denn ich war reich genug, um mich nicht zu ängstlich darum bekümmern zu dürfen; aber ich hatte mein Leben gar nicht unzweifelhaft dabei auf das Spiel gesetzt, und das war allerdings werth, berücksichtigt zu werden, da namentlich damals ein jedes Leben, das dem Staate als Opfer fiel, wenigstens ein Mausoleum in der Zeitung erhielt, und ein Leben, welches als Opfer dargeboten, so glücklich war, sich heil und wohl aus der Gefahr zu ziehen, mit Orden und Titel reichlich ausgestattet wurde.

Nach vielen Schwankungen des Waffenglücks, während welcher die Festung jedoch redlich aushielt, erschien endlich der freudig ersehnte Friede. Mein für verloren gehaltenes Kapital erhielt ich zwar nach und nach wieder, aber mit der besondern und gnädigen Anerkennung war es nichts. Ich blieb nach wie vor ein unbeachteter Staatsbürger — ein Schutzjude, wie es in dem damaligen Curialstyl hieß — der nur durch seinen Reichthum, der freilich nicht wenig beneidet wurde, sich auf einer mäßigen Stufe der Achtung in dem Handel treibenden Theile der Gesellschaft erhielt; der Andre nahm ohnedies keine Notiz von mir; und ohne mein Geld wäre ich sicher bald zu der untersten Hefe des Pöbels in der Meinung Aller hinabgesunken.

Viertes Kapitel.

Apologie des Geldes. — Die Schreibmaterialien-Händler. — Der Fasching der Juden. — Erste Liebe. — Die Falschmünzer. — Der Erhenkte. — Die Rechnung bekommt ein Loch. —

Man darf sich nicht wundern, daß das Geld in den Memoiren eines Banquiers die Hauptrolle spielt. Ist es nicht in dieser Zeit wirklich der Hebel alles Großen und Nützlichen, Schönen und Vortrefflichen? Wie lächerlich erschien es mir immer, wenn die Menschen so vornehm auf das Geld herabzublicken scheinen, und in ihrem Innern dabei doch nur der Eine Gedanke sich regt: recht viel Geld zu haben. Wie sich doch Alles abmüht und abquält um des Geldes willen! Und diese Leute wollen das Geld verächtlich finden? Heuchler und Lügner sind sie! Nur einmal ward ich vor

einem dieser Geldverächter von einer grauenhaften Ehrfurcht durchdrungen. Er war in zerrissene Lumpen gekleidet, er lag halb nackt, im starken Regen unter einer Dachtraufe, eine harte Brodrinde nagend. Ich warf ihm aus Mitleid ein ansehnliches Geldstück hin, und der Mensch sah mich grinsend an und stieß die Gabe mit dem Fuße fort. Aber es war ein Wahnsinniger, wie ich hierauf erfuhr. —

Die Erfindung des Geldes ist ein Triumph des menschlichen Geistes! Würden, Talent, Wissen, das Höchste, was den Menschen auszeichnet, es wird durch eine imaginäre Größe aufgewogen: das Geld! Wer diese kleinen, gelben, runden Stücke in gehöriger Anzahl besitzt, herrscht mit den Ersten, sieht sich anerkannt, von Achtung umgeben.

„Dies hier ist der gewaltige Geist, der mächtige Große, der allgemein verehrte Staatsmann; jener dort ist nichts als reich — und Alles ist ausgeglichen — Alle stehen sie nun auf derselben Linie.“

Die Liebe zum Gelde ist, wie die Sachen nun einmal in der Welt betrachtet werden müssen, allen Menschen eigen, sie mögen sich's nun offen gestehen oder verbergen; aber die Verehrung des Geldes

kann nur da Raum greifen, wo bereits der Reichthum Wurzel gefaßt hat. Nur wer selbst reich ist, vermag den höhern Sinn des Reichthums zu begreifen. Eher kann ein kinderloser Vaterfreuden, ein einsam im Leben schwankender die Genüsse des Hausvaters, ja — ein Blinder die Freudigkeit, die in den Farben lebt, und ein Tauber sich die Herrlichkeit einer Beethovenschen Symphonie vorstellen, als ein armer Schlucker die Gefühle, die ein Reicher hat. Zu wissen: ich kann Alles, was ich will! ist ein Gefühl, das kein Anderes aufwiegt. Viele meiner Glaubens- und Standesgenossen werden vollkommen verstehen, was ich hier nur unvollkommen auszudrücken im Stande bin.

Ich war von Geburt reich, aber der Wunsch, diesen Reichthum zu erhalten und zu vermehren, bewog mich, mich nach einer reichen Parthie umzusehen. Mir ward die Wahl nicht schwer! Um jene Zeit überstrahlte ein großes Haus alle Andern in meinem Wohnorte. Es war räthselhaft, wie dieses Haus zu seinem Glanze gekommen. Es trieb ein Gewerbe, das Tausende treiben, ohne dabei eben reich zu werden: den Handel mit Schreib-

materialien, die aus England bezogen wurden. Jetzt, in den Zeiten höchster Schreibseligkeit, hat dieses Geschäft natürlich eine größere Bedeutung gewonnen. Freilich wurde Alles nur im Großen ausgeführt, und nur nach dem allergrößten Maaßstabe; aber dennoch so reich dabei zu werden! das schien unerklärbar.

Ich kümmerte mich weiter nicht darum; das Haus war sehr angenehm; man sah nur die beste Gesellschaft dort, und was den Reiz derselben erhöhte, das waren zwei Mädchen, schön und gebildet, um deren Hand schon Viele sich beworben hatten, ohne sie zu erhalten.

Die Aelteste dieser Beiden schien sich ganz zu einer Gattin für mich zu eignen. Ich näherte mich ihr und Alles, was ich an ihr entdeckte, forderte mich auf, meine Bewerbungen mit Eifer fortzusetzen.

Um die Zeit der Fastnacht bei den Christen feiern wir ein Fest, das eine ähnliche Bedeutung hat. Es soll zum Andenken der Befreiung des Volkes, von dem ihm während der persischen Gefangenschaft durch Hamann gedroheten Tode, eingesetzt seyn und wird daher das „Hamannsfest" genannt. Hamann,

der boshafte Minister des Königs Ahasverus, muß das Schaffot besteigen, und die schöne Königin Esther weiß es dahin zu bringen, daß ihr geliebter Bruder Mardochai, aus dem Kerker befreit, auf dem reichgeschmückten Leibrosse des Königs von stolzen Dienern durch die Straßen Susan's geführt wird. Wäre Hamann's Verrätherei damals gelungen, so lebte heute kein Jude mehr; ich lasse es dahin gestellt, ob die Welt dadurch ein anderes Ansehen gewonnen hätte, glaube es aber fast. Viele Ueberlieferungen wären gewiß mit den Juden verloren gegangen, die als lebendige Chroniken von Jahrhunderten zu Jahrhunderten zu den Völkern sprachen und Weisheit predigten.

Noch jetzt freuen sich aber die Juden dieses Sturzes des bösen persischen Ministers und gedenken der schönen, tugendhaften Königin Esther in Ehren; dabei vermummen sie sich, wie auch die Christen es an ihrer Fastnacht thun, statt aber wie diese sich an einem öffentlichen Orte zu vereinigen und einen Ball zu halten, zogen sie es vor, sich einander in der Vermummung zu besuchen, wo sie in jedem Hause gleich freundliche Aufnahme fanden.

Jene Häuser, wo zahlreiche Gesellschaft eingeladen war, und besonders die, wo sich junge, hübsche Mädchen fanden, wurden vorzugsweise von dem Maskenschwarm heimgesucht, in den sich auch viele Christen mischten, denen es nicht unwillkommen war, sich in die Häuser reicher Juden auf diese Weise einzuführen, theils zur Unterhaltung für den Augenblick, theils um noch später diese alttestamentarischen Sitten und Gebräuche zur großen Ergötzung ihrer Glaubensgenossen nachahmend zu verspotten.

In der Familie der Schreibmaterialien-Händler war an diesem Feste eine glänzende Gesellschaft versammelt. Man hatte die großen Zimmer des Hauses geöffnet und es drängte sich darin eine Menge von Gästen umher, sowohl geladene als ungeladene, die zu Fuß und zu Wagen maskirt herbeikamen, um den Tumult, der überall herrschte, zu vermehren.

Der Chef des Hauses, noch von altem Schrot und Korn, ging mit vorgestrecktem Bauche und die Hände in den Hosentaschen, Geld durch die Finger rollend, hin und her, freundlich schmunzelnd, rechts und links mit dem Kopfe nickend und zum

Essen und Trinken auffordernd, während seine dicke Ehehälfte, mit Juwelen bedeckt, auf dem Sopha saß und kluge Blicke aus den glühenden Augen, unter der tiefen Spitzenhaube hervorsandte, Alles genau musternd, was um sie vorging. Eigentlich aber war die Dame vom Hause mit ihren Gedanken nicht beim Feste; man wußte, daß sie die Geschäfte leitete, sie saß den ganzen Tag über im Comptoir, wog Ducaten und führte die Bücher; sie hatte keinen Geschmack für solche Mummerei und Narrethei, ihr Sinn war auf den Ernst des Lebens gerichtet. Sie sah aus, als taxirte sie Alles wie ein kluger Wardein, nicht aber wie die Wirthin und Königin des Festes, die sich der bunten Beweglichkeit dieser lustigen Welt erfreuete.

Wer sich ihr nahete, verließ sie bald wieder; denn es war trotz ihrer Klugheit nicht viel Vernünftiges mit ihr zu reden; besonders war sie aber deshalb zurückhaltend, weil sie immer zu vermuthen schien, man werde bei ihr um die Hand ihrer Töchter anhalten. Sie wollte davon zur Zeit noch nichts hören, weil sie vorsichtig in der Wahl war,

und ganz eigensinnige Forderungen an ihren zukünftigen Schwiegersohn zu stellen beabsichtigte.

Ich kümmerte mich nicht um sie. Meine Augen und Sinne hafteten auf einem ganz andern Gegenstande. Ich wollte die Tochter erobern und schmeichelte mir, dann die Einwilligung der Eltern von selbst zu erhalten.

Ich benutzte den Augenblick, als ein langer Maskenzug von lustigen Gesellen mit Musik in den Saal einzog und Alles sich hinzudrängte, um ihn in Augenschein zu nehmen, das Mädchen zu occupiren, das in Gedanken verloren in einem Nebenzimmer sitzen geblieben war und wie vergessen auf einem Flügel klimperte.

Sie hörte mich an; ich wurde zärtlich und ergriff ihre Hand, die ich küßte; sie ließ es ruhig geschehen. Ein Paar Stunden vergingen und wir merkten nichts von dem, was um uns vorgegangen war, die Gesellschaft verlor sich — ich schreckte ordentlich auf — ich hatte ihr noch so viel zu sagen, nach meiner Meinung — aber die Zeit war für diesmal um und ich mußte mich entfernen, nicht

ohne Hoffnung, in dem Terrain ihres Herzens etwas für mich Günstiges ausgerichtet zu haben. —

Ich besuchte nun dieses Haus öfter und überzeugte mich davon, daß mich das Mädchen wirklich liebte, und daß auch die Eltern mich nicht ungern sahen. Unsere Liebe war solid und hatte nichts von der überspannten Lächerlichkeit, wie sie damals unter vielen meines Glaubens herrschte. Dies lag eben so wohl in meinem Charakter, als in dem meiner Geliebten.

Obgleich sie trefflich zu singen verstand und eine starke Stimme hatte, so unterließ sie es doch, den Einladungen des Direktors der Singschule zu folgen, wenn große christliche Tonwerke öffentlich aufgeführt wurden. Es war nehmlich nicht selten, daß junge Jüdinnen die Arie:

„Singt den göttlichen Propheten“

in Graun's Tod Jesu in der Kirche vortrugen, zum Aerger aller frommen Zuhörer. Das nannte man damals Toleranz und Aufklärung und sah nicht ein, wie lächerlich man sich damit machte.

Eben so wenig schwärmte das Mädchen meiner Liebe von Theobald und Theourosa oder von der

Hyacinthe und dem Karfunkel, wie es ebenfalls zu jener Zeit durch Werner Mode geworden war. Ich kannte überspannte Närrinnen aus guten jüdischen Häusern, die kein Schweinfleisch aßen und am Sabath sich nicht die Nägel beschnitten, aber einen kleinen Weihkessel und ein Marienbild an der Wand hatten, und von Religion und Frömmigkeit viel ungewaschenes Zeug vorbrachten. Sie faselten von einer Religion der Kunst, oder von einer Kunstreligion, wie sie es nannten; aber die Hauptsache dabei war, daß sie nichts davon verstanden und eigentlich keine rechte, wahre Religion hatten. Einige jüdische Studenten unterstützten dieses überspannte Wesen und verbreiteten es immer mehr. Es waren vollkommen lächerliche Geschöpfe, von denen eine treue Abkonterfeiung in der Posse „Unser Verkehr“ in der Person des Isidorus Morgenländer angetroffen wird. Der Verfasser, Doctor Sessa, hat ein wahres Meisterstück geliefert, das aus der genauesten Beobachtung hervorgegangen ist. Jetzt sind diese jüdischen Schöngeister nicht mehr anzutreffen. Sie wären auch ganz hors de Saison, da dergleichen Karrikaturen doch immer nur das allge-

meine Treiben reflectiren, diese Kunstphantasien und mystisch-religiöse Träumereien aber längst andern Liebhabereien Platz gemacht haben.

Das Mädchen, das ich mir erwählt hatte, war von kräftigem, gesundem Schlage, einfach an Gemüth und wahrhaft liebenswürdig. Mein Sinn war von jeher zu sehr auf's praktische hin geneigt, als daß ich mich in diesem Falle hätte täuschen sollen. Auch ich streifte nicht im Geringsten an Empfindelei und bemerkte mit innigem Vergnügen, wie meine Geliebte mit allen jenen, die sich darin gefielen, nach Herzenslust ihr loses Spiel trieb.

Nachdem wir unsere Angelegenheit unter uns in's Reine gebracht hatten, wollte ich keinen Augenblick zögern, meinen Wunsch den Eltern bekannt zu machen. Meine häufigen Besuche waren wohlgefällig bemerkt worden, und meine Absichten konnten nicht verborgen geblieben seyn. Es wäre gewagt gewesen, hätte ich damit zurückhalten wollen, da Viele der Abgewiesenen insgeheim auf Rache sannen, und gern bereit waren, nachtheilige Gerüchte über mich auszustreuen. Ich ergriff daher die erste Ge-

legenheit, die sich mir darbot, mit meinem Antrage vor die Mutter zu treten.

Wie groß war aber meine Ueberraschung, als ich ganz gegen Erwarten ziemlich kalt empfangen wurde. Es lag eine Verlegenheit, etwas wie Bedauern in der Art und Weise, wie ich angehört wurde, und wenn ich gleich keine völlig abschlägige Antwort erhielt, so war doch auch keine ermunternde Aufforderung die Folge, um in meinen ehrlich gemeinten Bewerbungen fortzufahren. Nur zu bald sollte ich die Ursache kennen lernen, die mich auf ewig von dem Gegenstande meiner ersten Liebe trennte.

Der räthselhafte Reichthum der Eltern des Mädchens hatte eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, man sprach davon, daß ein sehr gefährliches Geschäft wohl die erste Veranlassung dazu gewesen seyn mochte. Auch ich hatte an verschiedenen Orten darüber sprechen hören. Es war erwiesen, daß viele falsche Scheidemünze aus England eingebracht wurde und daß auf solche Weise so mancher von meinen Glaubensgenossen zu großem Vermögen gekommen war. Ich war nicht

abgeneigt, dem Gerüchte Glauben beizumessen, daß auch die Eltern des Mädchens sich mit diesem verbrecherischen Handelszweige in früherer Zeit wohl abgegeben haben mochten, allein ich war eben so überzeugt, daß ihr jetziger Glücksstand sie davon abhalten mußte, sich noch diesen halsbrecherischen Speculationen hinzugeben. Wie mußte ich also erschrecken, als mir eines Morgens gemeldet wird, daß plötzlich über Nacht die Behörde eine Haussuchung dort angestellt habe, und daß in Folge derselben Vater und Sohn in Verhaft genommen wurden. Ich eilte fort zu meinen Freunden und erhielt leider alsbald die traurige Bestätigung.

Man hatte Wind erhalten, daß eine neue Sendung falscher Scheidemünze angekommen sey, und die sichersten Nachweisungen über die Quelle ihrer Verbreitung. Bei frühem Morgen begaben sich Abgeordnete der Behörde in das Haus jener Leute und erklärten ihren Vorsatz, Alles zu durchsuchen. Befremden mehr als Verlegenheit empfing sie. Man schloß willig Kassen und Schränke auf, und man fand nicht, was man vermuthete. Aber damit begnügten sich die Beamten nicht, sondern sie durch-

suchten das Haus vom Keller bis zum Boden, jedoch mit nicht besserm Erfolg. Schon wollten sie sich unter Bedauern höflich entfernen, als plötzlich ein Gerichtsdiener herbeilief, der das Hofthor besetzt gehalten hatte und die Meldung brachte, er habe Geld klirren hören, das in den Hof des Nachbars hineingeworfen worden war. Man eilte dahin und fand in der That drei Säcke mit blanker Scheidemünze, von denen einer aufgeplatzt war, und dessen Inhalt auf den ersten Blick für falsch erklärt wurde.

Zugleich wurde der Sohn des Hauses, ein hübscher und gewandter junger Mensch, auf der Mauer ergriffen, welche beide Höfe schied; er gestand, die Säcke in den Hof des Nachbars hinabgeworfen zu haben. Es waren die letzten der großen Sendung, die bis auf diese bereits in Circulation gesetzt worden war.

Nach den ersten Verhören wurde der Vater wieder in Freiheit gesetzt; die Last des Verbrechens ruhete nur auf dem Sohn. Er war in England gewesen, hatte alle Verbindungen mit den Falschmünzern eingeleitet, und selbst die Sendungen con-

voyirt. Dem Alten ließ sich durchaus nichts nachweisen, wenn es gleich mit Gewißheit anzunehmen war, daß er schon lange den Nutzen aus dieser Speculation gezogen und schändlich genug war, seinen armen Sohn hinzuopfern.

Seit diesem Unglücksfall lebte die Familie sehr zurückgezogen, und ich selbst sollicitirte vergebens um die Erlaubniß, meine Theilnahme an dem Ereigniß persönlich kund geben zu dürfen.

Während die Untersuchung in Bezug auf den Sohn ihren Anfang nehmen sollte, entzog sich dieser freiwillig der irdischen Gerechtigkeit. So wurde nehmlich von den Richtern selbst angenommen, obgleich sein Tod in meinen Augen stets Zweifel erregte. Es befand sich in seinem Gefängnisse noch ein junger Mensch, der bedeutender Verbrechen wegen dort war. Jetzt hatten ihn Schulden zur Haft gebracht. Dieser machte nun einst in der Nacht einen gewaltigen Lärm und schrie nach dem Gefangenwärter. Als dieser kam, führte er ihn zu dem Bette seines Leidensgefährten, der darin mit seiner Halsbinde erdrosselt lag. Sein Röcheln und Stöhnen, so sagte er aus, haben ihn aus

dem Schlafe erweckt, worauf er sogleich Lärm gemacht, bis man aber gekommen sey, habe der Andere den Geist aufgegeben.

Die Sache wurde streng untersucht. Dem ersten Anscheine nach sollte der junge Mensch ohne Hilfe sich nicht den Tod haben geben können. Man sprach sogar davon, daß er einen kostbaren Ring am Finger getragen hatte, der nun vermißt wurde; allein trotz aller Zweifel brachte man nichts heraus und die Meinung stellte sich am Ende dahin fest, daß hier ein Selbstmord vorliege. Man wollte wissen, daß der Unglückliche ein junges Christenmädchen geliebt habe, daß er auf dem Punkte gestanden sey, sich taufen zu lassen, und daß er nun, von Schande erdrückt und einer infamirenden Strafe entgegensehend, das Leben nicht länger habe ertragen können.

Wie es zu gehen pflegt, mußten die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden; alle Rechtlichen zogen sich von dem Hause nun zurück, so wie sie früher es suchten und sich glücklich schätzten, sich darin aufgenommen zu sehen. Einsam und still verlebten die reichen Leute und mit ihnen ihre hüb-

schen Töchter ihre Tage. Meine Liebe war nicht so romantisch, daß ich im Stande gewesen seyn sollte, mich über die öffentliche Meinung hinwegzusetzen. Eine Verbindung mit diesem Hause konnte nicht mehr das Ziel meiner Wünsche bleiben. Ich suchte meine Leidenschaft für das Mädchen mit Macht niederzukämpfen und mir die gebührende Stellung in meiner Welt, d. h. an der Börse, recht lebhaft vor Augen zu führen. Um aufrichtig zu seyn, gestehe ich, daß mir die Entsagung nicht schwer ward. Wäre ich ein Dichter oder ein Maler gewesen, ich glaube, ich hätte einen schwerern Kampf zu bestehen gehabt. So aber — ein Banquier! da treten Herzensempfindungen vor den reellen Gefühlen in den Hintergrund.

Mein Entschluß wurde übrigens auch dadurch erleichtert, daß der Gegenstand meiner frühern Neigung die Stadt verließ und mit ihrer Schwester in einer entfernten Provinz bei einem Verwandten zu leben beschloß. Dort soll sie später sich verheirathet haben; ob sie glücklich wurde, weiß ich nicht zu sagen, ich habe nichts darüber erfahren können.

Dies war aber meine einzige Jugendliebe; ich habe seitdem nicht wieder so geliebt. Meine Neigungen zu Frauen beschränkten sich von nun an nur auf gewisse Beziehungen, das Herz war selten dabei so recht für voll im Spiele. Nach dem, wie ich mich nun selbst zu kennen glaube, mußte die einzige Herzensneigung, die ich jemals gefühlt, einen so tragischen Ausgang haben. Es war weise vom Schicksal, es so zu lenken. Ich kann mir denken, daß wir unglücklich geworden wären, wenn sich Alles damals nach unsern Wünschen gefügt haben würde, bis zu welchem Grade sich dieses Unglück aber gesteigert hätte, dies vorauszusehen, liegt außer der Sphäre meiner Berechnungen.

Fünftes Kapitel.

Die Erholungsreise. — Der Dichter am Wege. — Der Lump. — Tragischer Ausgang. —

Den trüben Eindruck zu verwischen, den der eben erzählte Vorfall auf mein Gemüth gemacht hatte, beschloß ich, eine Reise zu unternehmen.

Eine heilsame Zerstreuung kann in solchem Falle nur von fremden, nie gesehenen Gegenständen ausgehen. Ich reiste vorerst nach der Hauptstadt des Landes, von welcher ich schon so lange mir hatte vorerzählen lassen. Der Weg führte mich durch eine traurige Gegend; elende Hütten, ein Volk, das der Armuth erlag, weil der Boden selbst durch eisernen Fleiß sich nichts abtrotzen ließ; Wege und Landstraßen, auf denen man jeden Augenblick den Hals zu brechen riskirte; die schlechtesten Gasthäuser, die man sich denken kann, und worin man

selbst an dem Nöthigsten Mangel litt, so fand ich mein sogenanntes Vaterland. Obgleich ich Manches in der Stadt, wo ich lebte, auszusetzen fand und wohl einsah, daß hienieden nicht Alles vollkommen, oder daß wenigstens noch nicht Alles auf einen Punkt gehoben war, der nichts mehr zu wünschen übrig ließ, so war mir doch der Anblick dieses Landstrichs zu überraschend, um mich nicht mit Wehmuth zu erfüllen. So hatte ich mir's vor den Thoren meines Geburtsortes nicht gedacht!

Aber statt daß es sich in der Nähe der Hauptstadt freundlicher gestalten sollte, nahmen die trüben Aspecte im Gegentheile immer zu, je näher ich dem Sitze der Herrlichkeit, des guten Geschmacks und der feinen Sitte kam. Meine unmuthige Ueberraschung hatte einen solchen Grad erreicht, daß ich ein Paar Stationen vor dem Ziel meiner Reise einen Brief an einen Freund schrieb, und mich im bittersten Spotte darüber ergoß, was ich zu sehen bekam.

In dieser Stimmung kam ich in der Residenz an. Ich stand mit keinem einzigen christlichen Hause dort in Geschäftsverbindung und präsentirte mich

daher nur in jüdischen, unter denen ich jedoch die reichsten kannte. Sie lebten auf einem Fuße, den ich bis jetzt in der Provinzstadt noch nicht kennen gelernt hatte. Die ersten Künstler und Staatsmänner verschmäheten es nicht, über die Schwelle zu schreiten, an welcher der Segen der Thora angeheftet war, dem kein Gläubiger vorübergeht, ohne ihn durch einen Kuß zu verehren. Ein ungeheurer Luxus herrschte überall; ich wohnte Gastmählern bei, deren ein gekröntes Haupt sich nicht hätte schämen dürfen. Aber alle diese Leute machten auch Geschäfte, welche auf die großen Weltereignisse, deren Mittelpunkt wir Alle waren, Einfluß ausübten.

Große Lieferungen für die Armee, Auszahlungen der Subsidiengelder, der Kriegssteuern, das waren die Bereiche, worin sich diese Häuser bewegten. Mir gingen zum ersten Male die Augen auf; was ich bis jetzt getrieben, hatte ich von meinem Vater so treiben sehen, und obgleich ich über ziemliche Summen zu gebieten hatte, war mir doch nur Alles, im Vergleich mit dem, was ich hier sah, wie Kleinhandel erschienen. Ich be-

warb mich als Theilnehmer bei verschiedenen Speculationen und war erfreut, als man meine Vorschläge annahm.

Nach einem ziemlich lustigen Aufenthalte von mehrern Wochen verließ ich die Residenz, um durch den Staat eines benachbarten Fürsten meine Reise bis an den Rhein auszudehnen. Hier hatte ich ein Abentheuer, das ich erzählen will.

Es war ein kühler Morgen zu Anfang des Winters; ich saß im guten Pelze im zugemachten Wagen und schaute hinaus auf die bereifte Landschaft. Da zog ein junger Mensch meine Aufmerksamkeit auf sich, der am Wege saß und vor Kälte fast erstarrt zu seyn schien. Ich ließ halten, und da aus dem luftigen, abgetragenen Röckchen ein edles Gesicht hervorblickte und mich dabei etwas Unbestimmtes zu dem Menschen hinzog, so lud ich ihn ein, sich in meinen Wagen zu setzen, gab ihm einen überflüssigen Mantel, der auf dem Rücksitze unbenutzt lag, und öffnete sogleich mein Flaschenfutter, um ihm ein Gläschen Madera anzubieten. Er dankte herzlich und nannte mich seinen Lebensretter; er war nehmlich dem Erfrieren eben so nahe,

als dem Verhungern gewesen, da ich ihn getroffen hatte.

Zu meinem Erstaunen vernahm ich, daß ich so glücklich gewesen war, einem Glaubensgenossen das Leben gerettet zu haben. Er war vom fernen Rhein bis nach Prag gezogen, wo er sich bei der zahlreichen Gemeinde als Lehrer oder Erzieher durchzubringen gehofft hatte. Allein seine Hoffnung war fehlgeschlagen. Einige wohlwollende Familien hatten sich seiner anfänglich angenommen, dann aber mußte er den gegen ihn gesponnenen Intriguen weichen. Würde er dies nicht gethan haben, so hätte er selbst für seine persönliche Sicherheit haben Befürchtungen hegen müssen. Er schilderte mir mit lebhaften Farben die Rachsucht seiner Widersacher, die ihn dazu vermochte, entblößt von allen Hilfsmitteln, kränklich wie er war, in rauher Jahreszeit, sich auf den Weg, nach einem ungewissen Ziele, zu begeben.

Der Wein hatte ihm nun ein Wohlbehagen mitgetheilt, das sich in heitern Gesprächen zu erkennen gab; er wurde das, was man redselig zu nennen pflegt. Er sagte mir, daß er Dichter sey

und bereits mehre von seinen Poesien habe drucken lassen; hierauf nannte er mir seinen Namen und verwunderte sich, daß ich ihn noch nie nennen gehört hatte. Ich aber entschuldigte mich bei ihm auf das Beste damit, daß ein Geschäftsmann, wie ich, nicht Zeit habe, sich um Dichter und ihre Werke zu bekümmern, und fügte noch hinzu, daß ich wünschte, er möge mir dieser aufrichtigen Aeußerung wegen doch ja nicht seine Achtung entziehen. Er versicherte hinwieder, daß ich ihm einen so großen Dienst erzeigt habe, den er sein ganzes Leben nicht vergessen könne, und daß er es einem solchen Manne, der sich in großen Geschäften wiege, gar nicht verdenke, wenn er sich um das lose Gesindel der Poeten nicht bekümmere. Dabei lachte er bitter.

In der That war es damals eine recht böse Zeit für Leute solchen Gelichters. Der Kanonendonner wollte alle Sangvögel zum Schweigen bringen, und wagten es dennoch einige, ihr Zwitschern hören zu lassen, so wurden sie unstät umhergejagt, und wußten nicht, wo sie ihr Nest hinbauen sollten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm über die Lauf-

bahn, die er ergriffen, meine Verwunderung auszudrücken.

Ich habe es stets nicht begreifen können, wie Künstler sich in einem Orte ansiedeln konnten, dessen Lage augenscheinlich nur Vortheile zum Handel bietet. Wer kann so grausam gegen sich selbst seyn, sich mit einem glühenden Künstlergemüth unter egoistischen Börsenmenschen umherzutreiben und im Elend zu darben, während man durch Handel auf jedem Schritt ein reichliches Auskommen finden kann. Aber noch unbegreiflicher war es mir, daß Juden etwas Anderes, als den Handel ergreifen mögen, zu welchem sie bis diesen Augenblick doch nur einzig und allein bestimmt zu seyn schienen. Es gehört eine Entsagung hiezu, deren Kraft ich mir nicht zutraute. Wer Künstler seyn will, gehe nach Italien, und wer den Handel verschmäht, höre auf, Jude zu seyn. Thut er das nicht, so muß nothwendig ein Zwiespalt entstehen, den keine Kraft in seinem Innern auszugleichen im Stande seyn wird. Wir haben genug Beispiele gehabt, die mir aber in diesem Augenblicke nicht einfallen, und

die hier anführen zu wollen, auch wohl sehr überflüssig wäre. —

In der nächsten bedeutenden Stadt, die wir erreichten, setzte ich meinen Dichter ab, nachdem ich ihm eine ansehnliche Unterstützung gegeben hatte; er war von Dankgefühl durchdrungen und versprach mir, von seinen fernern Schicksalen Bericht abzustatten.

Er hielt getreulich Wort. Ich bekam bis an seinen Tod von Zeit zu Zeit Briefe von ihm. Er war ein gelehrter, talentvoller Mann, nur taugte er leider nicht für die Welt, wie sie damals war; daran ist er jung gestorben. Nachdem er sich mühevoll durchgeschlagen, und größtentheils Verfolgungen von seinen Glaubensgenossen selbst auszustehen hatte; bald für einen Freigeist, bald für einen Schwärmer verschrien wurde, kam er nach einer Provinzialhauptstadt, die eine ansehnliche Menge Juden unter ihre Bewohner zählte, von denen aber die Reichsten bereits zum Christenthume übergetreten waren. Hier kam man ihm anfänglich mit großer Bereitwilligkeit entgegen und versprach ihm, kräftig für ihn zu wirken. Die sogenannte jüdische Reformation

hatte damals eben begonnen. Man wollte nicht nur deutsche, studirte Rabbinen, statt der unwissenden polnischen Juden, die sonst an vielen Orten jenes wichtige Amt bekleideten; sondern man ging weiter: man wollte Predigt und Gesang für den verworrenen, betäubenden Lärm, der mir in meiner frühern Jugend den Gottesdienst in den Synagogen so sehr verleidet hatte. Mein armer Dichter schien der Gemeinde jener Stadt die trefflichsten Eigenschaften zu einem modernen Prediger zu haben, wie sie ihn brauchten, und ich zweifle nicht, daß er ihr blumenreiche und salbungsvolle Reden gehalten haben würde. Allein wie das Sprichwort sagt: „Während das Gras wächst, verhungert die Kuh“, so ging's auch hier. Man stritt hin und her; es gab Partheien für und wider; man mußte Stimmen zum Schweigen bringen, fremde Interessen bekämpfen; der arme Dichter legte sich allen möglichen Zwang auf, seinem zukünftigen Predigerstandegemäß zu leben. Er versagte sich jede Freude, jeden Genuß, zu dem seine Jahre ihm wohl ein Recht gegeben hätten, und beschränkte seinen Umgang aus devotester Dankbarkeit nur auf die Häu-

ser, die seine Mäcene waren. Daran that er aber Unrecht, der arme Mensch!

Wer kein Geld hat, wird in der jüdischen Umgangssprache gewöhnlich „Lump“ geheißen. Man würde erstaunen, Männer, welche durchaus des rechtlichsten Ansehens genießen, als Lumpen bezeichnet zu sehen, wenn man nicht wüßte, daß sie kein Geld besitzen. Wer an Achtung in den Augen wackerer Juden nicht verlieren will, gebe ja keine Blößen seines Geldbeutels zu erkennen, sonst ist es darum geschehen.

Jener Professor, den die ganze gelehrte Welt anerkennt, jener Beamte, der in seinen häuslichen Verhältnissen sehr ehrbar erscheint, ist „ein Lump“, denn er suchte einmal ein kleines Kapitälchen bei einem Juden aufzunehmen. Hat er dieses Kapitälchen ehrlich zurückgezahlt, so heißt es von ihm im jüdischen Conversationston: „Er ist ein grundehrlicher, braver Mann, aber er ist doch ein Lump!“ —

Wer diesen Gebrauch des Wortes nicht kennt, wird in solchen Aeußerungen vergebens nach einem Sinn forschen.

Ein solcher Lump war denn auch der gute Dichter und dies beeinträchtigte das Ansehen bedeutend, dessen er zufolge seiner Kandidatur bedürftig gewesen wäre. Dazu kam noch, daß geschäftige Leute nach seiner Heimath schrieben, um über seine frühern Lebensverhältnisse Auskunft zu erhalten. Man erfuhr, daß er im Punkte der Liebe keineswegs ganz reinen Leumunds genieße; ein armes Christenmädchen hatte ein Pfand seiner Zärtlichkeit aufzuweisen und war bald darauf gestorben; das Pfand lief aber nunmehr bettelnd im Orte herum und wurde von den andern schmutzigen Bettelkindern „Jud" geschimpft, und sie schämten sich seiner.

Dies war natürlich keine besondere Empfehlung für den armen Lumpen, der deutscher Prediger einer Judengemeinde werden wollte. Die Mäcene, die er fortwährend besuchte, fingen an, sich etwas von ihm zurückzuziehen und die Andern, die er ohnehin vernachläßigt hatte, fuhren in der Aufsuchung nachtheiliger Umstände nur desto eifriger fort. Er selbst saß unterdeß in einem kleinen, elenden Zimmerchen, dessen geringe Miethe ihn sogar am Ende eines jeden Monats in die tödtlichste Verle-

genheit setzte, und arbeitete an einem großen Trauerspiel mit Chören: „Salomo's Siegelring." Gewiß das Unpassendste, das er in seiner Lage thun konnte. Hierüber kam der Tod, wie auf leisen Socken, unmerklich zu ihm herangeschlichen, klopfte ihm auf die Schulter, als er gerade an seinen Versen feilte, und sprach:

„Laß das gut seyn, armer Lump! wie magst du nur so dich plagen und um nichts, Launen ertragen und hungern und frieren und dich überdrüssig harren! Es wird doch nichts daraus! Komm, wir wollen das Ding bald anders machen."

Und damit war's aus; in dem kalten Zimmer lag alsbald die kalte Leiche des Dichters. Er, der nie zu Pferde gesessen, mußte an der galoppirenden Schwindsucht sterben. Eine bittere Ironie! Aber sie war mitleidig und hat's schnell mit ihm gemacht. Seine Gedichte und sein Trauerspiel hat Niemand zu sich genommen; die losen, schmierigen und halbzerrissenen Blättchen wurden auf den Kehricht geworfen und nur das, was schon zerstreut, hie und da in Tageblättern gedruckt worden war, wurde wieder gesammelt und neu aufgelegt; ich

habe auch auf 6 Exemplare pränumerirt, weil es hieß, daß man ihm einen Denkstein auf seinem Grabe von dem Ertrag errichten wollte. Ich weiß nicht, ob etwas Ordentliches zu Stande kam.

Die Gedichte selbst habe ich nie gelesen, ich lese in der Regel keine und habe auch keine Zeit zu so etwas; aber nach dem, was ich aus Gesprächen mit dem Verstorbenen und von Andern über ihn erfahren habe, glaube ich, daß er ein guter Dichter gewesen ist.

Der arme, gute Mensch! daß er auch nun eben ein Lump seyn mußte! —

Sechstes Kapitel.

Frankfurt. — Der Jude-Paria. — Der reiche Wohlthäter. — Der Banquier und der Juwelenhändler. — Häusliche Gebräuche. — Kaffeehaus, Kartenspiel und Fische. —

Ich besuchte Frankfurt. Diese Stadt war damals noch nicht so, wie ich sie einige Jahre später kennen lernte. Unter den Fittigen des schützenden großherzoglichen Adlers durften die Juden selbst auf der Zeil und dem Liebfrauenberge wohnen, und mit den Christen sich der gesunden Luft erfreuen, welche der gütige Himmel in und um Frankfurt wehen läßt. Nur die Trödler und Schacherer der untersten Art blieben in dem Qualm der alten Judengasse gebannt und wollten nichts wissen von der großmüthigen Emancipation, die der Großherzog von Frankfurt ihnen angedeihen ließ.

Ich war jedoch Zeuge, wie sehr die Bürger diese Maaßregeln verwünschten, und zog daraus

den Schluß, daß über kurz oder lang meine armen Glaubensgenossen genöthigt werden dürften, in ihre alten räucherigen Quartiere zurückzuwandern, wenn gleich ein solcher Fall damals noch nicht entfernt vorauszusehen war. Einst machte ich nehmlich einen Gang vor das Thor und hatte mich ermüdet unter einen schönen Baum gesetzt, um dessen Stamm eine Bank lief. Kurze Zeit darauf nahm eine Familie neben mir Platz, die so eben von einem entfernten Spaziergange zu kommen schien; der Vater sagte, er sey sehr ermüdet und wischte sich den Schweiß von der Stirne; er freuete sich dabei des schattigen Plätzchens und der schönen Aussicht. Aber plötzlich, als wenn er eine giftige Schlange erblickte, sprang er auf und sagte zu seiner Frau und den Kindern: „Kommt Kinder, hier ist unsers Bleibens nicht, muß der Teufel so 'n verdammten Jud' auch überall haben.“

Hier sprangen Alle auf und folgten dem Vater.

Anfänglich bezog ich den Affront auf mich, da ich aber ganz unbekannt den Leuten war und in meinem Aeußern sich nichts, was den Juden verrathen hätte, ausdrückte, so lenkte ich meine Blicke

nach der andern Seite des Baumes, um den Gegenstand zu entdecken, der jenen christlichen Familienvater so plötzlich aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, die ihm noch vor wenig Augenblicken ganz trefflich zu behagen schien. Ich bemerkte einen kleinen Mann in einem grauen, schlichten Ueberrocke, der in Gedanken versunken da saß und gar nicht bemerkt hatte, welchen unangenehmen Eindruck seine Anwesenheit auf die Familie gemacht. Ich erkannte den Mann sogleich, und nun erhob auch ich mich, nicht aber, um mich aus seiner Nähe hinwegzubegeben, sondern um ihm meine Ehrfurcht zu bezeugen. Es war ein reicher, sehr wohlthätiger Israelite, der seine Unterstützung Christen und Juden angedeihen ließ, und nie erst fragte: „Welchem Glauben gehört Ihr an?“ ehe er die Hand öffnete, um seine Gabe zu spenden. Jeden Freitag umlagerte eine Menge Armer seine Thür, und allen wurde eine reiche Gabe bescheert; reich im Verhältniß zu ihrem Elende und zu dem, was Ihnen die Mildthätigkeit ihrer Mitbürger zufließen ließ. Ging der Mann über die Straße, so neigten sich die kleinen Handwerker, Tagelöhner und

Handelsjuden tief vor ihm, und die Kinder und Weiber liefen ihm nach, um den Zipfel seines Rocks zu küssen; dies ward ihm zu Theil, während die vornehmen Christen ihn flohen, und die reichen Juden selbst — denn eigentlich vornehme gab es damals noch nicht — ihm mit Neid und Abneigung begegneten. Dieser Mann ward der Stifter eines Hauses, dessen Ruhm weit reichen sollte, und die Geschichte der Pinto in Portugal wieder heraufbeschwor, und an die Macht der Banken der Medicis im Mittelalter erinnerte. —

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Frankfurt war dieser Mann gestorben, aber sein Haus, dessen ich eben erwähnte, stand im vollsten Flore. Die Chefs desselben hatten sich nun auch aus dem schmutzigen Revier der Judengasse herausgemacht, aber wie kluge, vorsichtig berechnende Leute, waren sie nicht zu weit, sondern nur bis an die Ecke gezogen; sie steckten gleichsam nur den Kopf heraus, um frische Luft zu schöpfen; wer wollte ihnen das verargen? Sie trauten dem Frieden nicht! —

Ich hatte einen Creditbrief an dieses Haus. Eines Morgens geh' ich hin; man weist mich in das

Comptoir, das zu ebener Erde war. Ein Geschäftsmann, wie ich, mußte dieses Comptoir mit Achtung betreten. Es waren hier Geschäfte gemacht worden, die selbst gewiegte Geldmenschen in Erstaunen setzen konnten. Das Local bestand aus drei Zimmern; ich wurde in das Eine gewiesen, um die Ducaten in Empfang zu nehmen, die ich zu erhalten wünschte. Ein grün angestrichenes Gitter von Holz lief quer durch das schmale, ziemlich dunkle Zimmer und theilte es in zwei gleiche Hälften. Dahinter stand der Zähltisch, an dem eine bejahrte Frau, in einer weißen, die Stirn tiefbedeckenden Spitzenhaube saß, und mit flinker Geschäftigkeit mir das Gold vorwog. Dies war die Mutter des Hauses. Neben ihr lag ein Strickzeug, welches sie — wenn es sonst nichts zu thun gab — wohl zur Hand nehmen mochte.

Von hier begab ich mich in das gegenüberstehende Haus, wo ich bei einem reichen Juwelier zum Essen eingeladen war. Ich konnte nun die Wagen vorfahren sehen, die sich zu einem Diner in dem Banquierhause, wo ich meine Ducaten empfangen hatte, einstellten. Es waren lauter vornehme Leute;

fremde Generale, Minister, Gesandte. Ich vernahm, daß die alte Frau mit der Spitzenhaube oben an der Tafel sitze, und daß die Speisen alle nach jüdischen Gesetzen und Vorschriften, die bekanntlich — was die Küche betrifft — besonders streng gegeben sind, zubereitet waren. Ich wäre wohl begierig gewesen, zu sehen, welche Mienen jene vornehmen Herrschaften geschnitten haben, wenn sie die nach allgemeiner orientalischer Kochkunst, stark mit Knoblauch gewürzten und überpfefferten Braten, die saffrangefärbten Suppen und die verzuckerten Gemüse zu kosten anfingen. Aber in dem Hause, wo ich speiste, ging es eben so alttestamentarisch zu. Man trug nichts auf, was gegen die Vorschriften des Talmud gefehlt hätte, und der männliche Theil der Tischgesellschaft behielt den Hut auf dem Kopfe, was mich einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil ich hieran seit lange nicht mehr gewöhnt war. Der Unterschied in der Beobachtung dieser religiösen Formen in meiner Heimath und hier war mir jetzt erst recht einleuchtend. Bei uns wurde seit lange schon nicht mehr in reichen Häusern auf so etwas gehalten. Diese gehörten

insgesammt zu den sogenannten „Aufgeklärten.“ Mein Vater war schon viele Jahre todt und seine Frömmigkeit und Sonderbarkeit galten mir stets als Ausnahmen.

Nach dem Tischgebete, welches von Einem mit lauter Stimme vor- und von den Andern murmelnd nachgebetet wurde, stand mein Wirth auf, um mir seine Prätiosen zu zeigen. Sie befanden sich in einem runden, entlegenen Zimmer und erregten mein Erstaunen im hohen Grade. Nie hatte ich noch eine solche Juwelenhandlung en gros gesehen. Auf allen Tischen lagen Haufen und Häufchen von Edelsteinen verschiedener Größe und Farbe; Brillanten nach dem Wasser rangirt, gelbe, blaue, rothe, um jeden Geschmack befriedigen zu können. Gefaßter Schmuck war nur wenig vorhanden, weil der ältere Sohn eben damit zur Leipziger Messe gereist war. Ich trat ängstlich auf; der Staub, auf den ich trat, schien mir Diamantenstaub zu seyn; Alles in diesem runden Gemache mußte kostbar seyn; und Staub und Schmutz lagen überall fingerhoch, denn wie jeder leicht einsehen wird, konnte hier nicht oft gescheuert und gekehrt werden,

weil die damit nothwendig verbundene Wachsamkeit zu großen Umständlichkeiten verleiten mußte. Auch ist es ein altes, bewährtes Sprichwort: „Wo viel Schmutz ist, da ist viel Geld!“ —

Das Essen hatte lange gedauert, und mit dem Besehen der Kostbarkeiten hatten wir auch eine schöne Zeit hingebracht, es war also schon dunkel, als ich mich bei der Familie empfahl. Ein Sohn des Hauses führte mich in ein Kaffeehaus, das in der Nähe von Glaubensgenossen etablirt worden war, und daher auch nur von diesen besucht wurde.

Die Wirthin, eine hübsche, junge Frau, von schlankem Wuchse und feurigen Augen, war berühmt wegen der Art, wie sie Fische zu kochen wußte. Das war eine triftige Anziehungskraft für uns, denn jeder Jude ist ein geborner Freund von polnischen Karpfen und gefüllten Hechten mit fetten Lebern.

Das Local sah weder eleganter noch schmutziger, als ein anderes Kaffeehaus in Frankfurt aus; man war nur überrascht, wenn man hier lauter lange Nasen und schwarze Bärte erblickte, die sich emsig auf das Spiel herunterbogen, welches sie gerade

vor sich hatten. Gesprochen wurde viel, obgleich Alles spielte. Dominosteine sah man häufig; ein anderes Spiel mit Karten erlernte ich hier. Sie nannten es Rabusch; ich glaube, daß es im Französischen Grabuge heißt, und daher jenen verstümmelten Namen von meinen Freunden erhalten hat. Wenigstens wurde so viel dabei gezankt, daß es das französische Wort vollkommen rechtfertigte. Mein Gegner war ein alter Mann, der jeder Zeit die Karte, die gelegt werden sollte, so lange mekernd ausrief, bis sie gelegt war. So hörte man denn in einem fort nichts Anders, als: „Der Neunter — Neunter — Neunter — Neunter“ — oder: „Das Daus — das Daus — das Daus — das Daus!“ Diese Einförmigkeit und das geringe Interesse, welches das Spiel selbst für mich hatte, brachte mich dem Einschlafen nahe, und wirklich waren mir die Augen zugefallen, als der Ruf: „Die Fische sind fertig!“ dem ganzen Kaffeehause eine andere Richtung gab. Jeder dachte nunmehr daran, seinen Magen zu befriedigen und das beste Stück aus der Schüssel zu erhaschen. Ich gab mein Spiel verloren, und mein Gegner strich das

Geld ein, ohne dagegen etwas zu erwiedern. Es machte mir keinen Kummer, die wenigen Zwanzig-Kreuzerstücke verloren zu haben, es divertirten mich aber die dampfenden Teller, die nun an die Stelle der Karten vor mir waren, und ich muß bekennen, nie bessere Karpfen gegessen zu haben.

Siebentes Kapitel.

Lieferanten. — Ein Gelüsten. — Das Salzgeschäft. — Heiraths-projekte.

Um sich solchen Genüssen auf lange friedlich hingeben zu können, fehlte aber jener Zeit der gemüthliche Character. Es hatte wieder zu rumoren angefangen, und ein neuer Feldzug war vor der Thür. Das bestimmte mich, die Nähe des Rheins zu verlassen, dessen Ufern ich so gern einen Besuch abgestattet hätte, und mich wieder meiner Heimath zu nähern. Ich fand einen Reisegesellschafter an einem kleinen, dicken Mann, der so eben sein Schäfchen in's Trockene gebracht hatte. Er war ziemlich unbemittelt gewesen, und hatte ein kurzes Waarengeschäft an der Grenze von Galizien betrieben. Der Trieb, Geld zu verdienen, dieser so mächtige Trieb in gewöhnlich tüchtigen

Naturen, die sich dadurch zu der allein auf Erden möglichen Freiheit emporschwingen wollen, hatte auch ihn ergriffen; sein kleines Geschäft, das ihm zum Ueberdruß wurde, überließ er seiner Frau, die sich auf diesen Handel sehr wohl verstand, und ging zur Armee, um mit seinem kleinen Fonds sich bei einem Generallieferanten zu empfehlen, und dann irgend einen Theil einer Lieferung zu übernehmen. Das Glück wollte ihm wohl, obgleich es ihm anfänglich keine freundliche Seite herauskehrte.

Im Hauptquartier fand er keinen Einzigen der Matadore, welche gewöhnlich dem Heere wie Rabenschwärme nachzuziehen pflegen. Sie befanden sich Alle in einem nahegelegenen berühmten Badorte, um sich an dem dortigen Treiben zu ergötzen, und auch das Glück der Karten zu versuchen. Für unsern kleinen Lieferanten war dieß ein harter Stand; es waren mannichfaltige Geschäfte zu vergeben, die er jedoch allein nicht zu übernehmen im Stande war. Er sollicitirte hin und her, und ließ es an nichts fehlen; aber Alles wurde aufgeschoben, bis es den Hauptlieferanten gefallen

würde, sich selbst zu bewerben. Diese wußten nemlich die geringern Beamten und Kommissäre, welche die Lieferungen zu vergeben hatten, durch Bestechung in ihr Interesse zu ziehen. Mein kleiner, dicker Mann war trostlos darüber.

In einer feindlichen Provinz waren inzwischen große Salzvorräthe aufgefunden worden, und diese gehörten von Rechtswegen, d. h. nach Kriegsgebrauch, dem Truppencorps, welches die Provinz in Besitz nahm. Was sollten aber die Generale, Obersten, Lieutenants und Gemeine mit Salz anfangen? Damit diese Beute Werth für sie erhielte, mußte sie in den Generalnenner aufgelöst werden, der allein galt und gelten wird. Geld! war die Losung; wer gibt Geld, und genug Geld für diese Salzhaufen? Lieferanten herbei! —

Aber sie saßen noch immer bei Karten und Mädchen in dem nahen Bade, und kümmerten sich wenig um das Salz des ganzen Oceans. Sie hatten schon gute Geschäfte gemacht und vergeudeten nun — wie sie es gewöhnlich machen — das mit so leichter Mühe Errungene. Das Salz war indeß zu lockend, und solide Häuser in der

Provinz, die den Artikel zu schätzen wußten, erhoben sich und baten um öffentliche Versteigerung, fest entschlossen, den Handel keinem Fremden zu überlassen. Diese Anerbietungen waren jedoch für die kleinen Beamten und Kommissäre zu gefährlich; bei solchen offenen Veranstaltungen geht ihr ganzer Profit in die Brüche. Dem mußte zuvor gekommen werden. Unser kleiner, dicker Mann war jetzt zu seinem Glücke da; man hatte ihn gleich bei der Hand und ließ ihn kommen.

Es wurde in der Eile ein heimlicher Vertrag abgeschlossen, wornach er für die Salzvorräthe ein Spottgeld gab, oder geben sollte, denn er selbst gab in der That keinen Heller. Nachdem der Vertrag geschlossen war, begab er sich zu den Handelshäusern, die das Salz zu erstehen wünschten, und überließ ihnen das Ganze zum höchsten Preise. Mit einem Theil des ihm von diesen bezahlten Geldes bestritt er seine Kaufsumme, und der Ueberschuß, den er baar einstrich, belief sich auf nicht weniger als eine halbe Million Gulden. So kann man in der größten Schnelligkeit ein

reicher Mann werden, ohne das Geringste dabei zu riskiren! —

Die Lieferanten, die indeß beim Spiel saßen, wollten sich vor Aerger die Köpfe herunterreißen; was war aber zu machen, sie hatten für dießmal das leere Nachsehen.

Es ist unglaublich, wie schnell sich in Kriegszeiten ein Glück zusammenbauen läßt; es ist aber auch sonderbar, wie selten es von Bestand ist. Dieses liegt jedoch größtentheils an den Parvenus selbst, Menschen ohne Character und Erziehung, die von dem plötzlichen Reichthum geblendet, die Saiten schnell zu hoch spannen, und dann nur um so schneller in ihr Nichts zurücksinken. Ich hatte Gelegenheit, solche Leute kennen zu lernen und zu beobachten, und fast immer nahm die Herrlichkeit ein klägliches Ende. Vor dreißig Jahren war die Verpflegungsadministration der Armeen noch nicht so organisirt, wie heutzutage, und Alles, das Wohl und Weh des Soldaten, oft sogar der glückliche oder unglückliche Ausgang des Feldzugs, befanden sich ganz in den Händen der Lieferanten.

Die Armee einer großen Macht war sogar einmal völlig in die Hände einer polnischen Judenfamilie gegeben, die sich dabei auf die unverschämteste Weise bereicherte, aber später dafür auch lange Zeit hindurch im Kerker schmachten mußte. Dennoch aber soll sie noch immer von immensen Forderungen sprechen, die sie an die Krone zu machen hat, wenn es ihr auch ein für allemal jetzt untersagt ist, jene laut werden zu lassen.

Ich werde es nie vergessen, welchen Aufwand damals jene Familie machte, als sie das Monopol besaß, die Soldaten verhungern zu lassen; es war nicht der glänzende Aufwand, den ein reicher Fürst macht, der einer civilisirten Nation angehört, sondern es war die thörichte Verschwendung eines Wahnsinnigen, eines orientalischen Despoten. Bei allem Uebermuthe, dieß wag' ich zu behaupten, würde kein Gebildeter aus unserer Mitte solchen Gelüsten fröhnen.

Sobald einer der Chefs dieses Hauses, wenn man den Aeltesten jener Familie diesen in der Handelswelt sanctionirten Titel beizulegen nicht Anstand nehmen will, in einem Gasthofe abstieg,

wurden mehrere Säcke mit Goldstücken geöffnet, und ihr Inhalt in die Schublade einer Commode geleert. Einst, in einer großen Stadt, wurden dreitausend doppelte Louisd'or auf diese Weise deponirt; der Schlüssel blieb stecken, und Jeder, der Geld brauchte, ging hin und füllte sich die Tasche, bis nichts mehr da war. Die Damen jenes Hauses besuchten die Laden der elegantesten Modehändler, bestellten das Kostbarste, bestimmten aber auch zugleich, welcher von den jungen hübschen Commis ihnen die Waaren am andern Morgen auf's Zimmer bringen sollte. Diese Commis trugen dann gewöhnlich mit dem Betrag der Rechnung auch noch ein kostbares Andenken mit davon.

Sinnlicher als diese Frauen hat es wohl in unsern Tagen keine gegeben. Ohne Sitte und Erziehung, trotz ihres ungeheuern Reichthums ohne Achtung, und außerhalb der Gesellschaft lebend, überließen sie sich jeder Anwandelung ihrer Laune, allen Verkehrtheiten ihres Geschmacks, den Eingebungen des Augenblicks, und fröhnten diesen Allen mit der unmäßigsten Begierde. Eine Dame dieses Hauses befand sich in gesegneten Umständen,

und es würde wahrlich zu weit führen und die Leser ermüden, wenn ich alle jene Gelüsten, Antojo's nennt sie der Spanier, hier anführen wollte, die sie befriedigte, und die ihrer Bizarrerie wegen zum Stadtgespräch wurden. Nur ein Fall unter vielen mag hier angeführt werden, um die thierische Entartung jener Frau zu characterisiren.

Einst lag sie auf dem Kanapee ausgestreckt, und hatte eben einen süßen Schlummer vollendet, der ihre überreizte Phantasie wahrscheinlich mit üppigen Träumereien erfüllt hatte. Beim Erwachen fällt ihr Auge auf einen hübschen Jungen, der im Hause diente, und eben ein Theegeschirr reinigte. Er hatte seine Aermel aufgestreift und zeigte einen überaus zarten Arm. Sie ruft ihn näher, ergreift ihn beim Arm und preist seine weiße Haut; endlich führt sie ihn zum Munde, öffnet diesen, und macht Miene hineinzubeissen. Der Junge schreit und wehrt sich, sie aber läßt nicht nach, und wie sie ihm ihren Beutel mit Gold hinwirft, so denkt er bei sich: „Dafür geht's schon, und den Hals wird's nicht kosten.“ Kaum hat er eingewilligt, so packt sie seinen Arm wie

ein wildes Thier mit den Zähnen, und läßt, trotz des Schreiens des Jungen, nicht los, bis das Blut ihr aus dem Munde trieft. Der Lärm lockte einige Leute herbei, welche die Zähne der Dame, wie die einer englischen Bulldogge, förmlich losbrechen mußten, so fest hatten sie sich in den Arm des armen Jungen verbissen.

Ein andermal hatte Einer der Herren das Gelüste, allen Marktweibern die Früchte wegzukaufen und sie in's Wasser werfen zu lassen. Dieß geschah in einer kleinen Stadt auf der Durchreise, und die armen Einwohner mußten sich lange ohne Gemüse und Obst behelfen, und es dann übermäßig theuer bezahlen.

Im Gefolge dieser Menschen befanden sich stets eine Menge junger Abenteuerer, die auf ihre Kosten lebten, und sich in Ausschweifungen aller Art wiegten. Dieß Wesen nannte man nun eine Lieferantenwirthschaft, und ich darf nicht erst hinzufügen, daß jeder Wohlerzogene und Gesittete sich mit Ekel und Abscheu davon wegwandte. Dieß war auch die Ursache, daß mein würdiger Vater, so lockend auch manchmal die Aussichten waren,

sich nie zu diesen Geschäften verstehen mochte, und auch nicht im Entferntesten daran Antheil nahm, um mit jenen Leuten auf keine Weise in Berührung zu kommen. —

Seitdem waren nun aber Jahre vergangen. Das Kriegführen überhaupt hatte eine große Veränderung erlitten, insbesondere aber die Verpflegung der Armee und die damit verbundenen Lieferungsgeschäfte. Die Sachen standen anders, als ich mit meinem kleinen, dicken Mann bekannt wurde, der an dem Salzgeschäfte reich geworden war. Wenigstens suchte er mich mit großer Beredsamkeit davon zu überzeugen. Er wollte jetzt nach Hause gehen, um sein Geschäft zu vergrößern und besser einzurichten, dann aber, versicherte er, sich sogleich wieder auf den Platz begeben, wo etwas zu machen seyn würde. Diese Geschäfte behagten ihm, und es schien mir sehr einleuchtend, weßhalb sie ihm behagten.

Das schnelle Glück dieses Mannes erregte mein Nachdenken. Auf solche Weise Reichthümer erwerben, hieß sie im Schlafe erwerben. Beim Lichte besehen, waren dieß ja auch keine Lieferun-

gen; und solche Fälle, wie diese, ereigneten sich wohl wieder, konnten, mußten sich sogar ereignen. Ich dachte bei mir selbst, wenn's wieder Krieg gibt, so ist es wohl gerathen, sich der Armee mit tüchtigen Summen so nahe als möglich zu halten, um von jeder Conjunctur sogleich Nutzen ziehen zu können.

Während unserer Reise kam noch manches Andere zwischen uns zur Sprache. Der kleine, dicke Mann hatte bereits viel von mir gehört; die Firma meines Vaters, die ich beibehalten hatte, war eine durchaus ehrenwerthe. Jetzt, da er nicht mehr der Kleinkrämer aus der gallizischen Grenzstadt war, wollte er es weiter bringen. Er hatte eine schöne Tochter, die er mir schilderte; vollkommen sey sie, wie er meinte, in Hinsicht der Schönheit, so daß ich schwerlich eine schönere gesehen haben würde; was die gute Erziehung beträfe, fände sich nichts Mangelhaftes, und hinsichtlich des Geldes, so wüßte ich ja wohl selbst, wie es mit ihm stehe; er habe nur zwei Töchter, und gebe einer jeden sogleich 100,000 Gulden baares Geld mit. Was den Modetand der Er-

ziehung beträfe, der wäre freilich bis jetzt ein wenig vernachläßigt worden, allein dieses könne ja auf das Schnellste eingeholt werden. „Ein paar Monate Lectionen genommen,“ fügte er hinzu, „und sie tanzt ihnen Französisch auf dem Klavier, wie eine Prinzessin.“ Er wollte damit bezeichnen, daß ein paar Monate genügen würden, um Tanzen, Klavierspielen und Französisch, als die Hauptelemente einer feinen Bildung, zu erlernen, drückte sich aber in der Eile kürzer aus. Er gab mir durch dieß Alles nicht undeutlich zu verstehen, was er wollte, und ich, obgleich ich nicht daran denken konnte, die mir unbekannte Tochter, dieses nicht eben sehr einnehmenden Mannes zu heirathen, wurde dennoch nachdenkender an seiner Seite, weil mir einfiel, daß es doch einmal Zeit sey, mir eine Hausfrau zu wählen.

Die unruhigen Zeiten, in denen wir lebten, erfüllten mich aber dabei mit mancherlei Sorgen.

Achtes Kapitel.

Die Freiersfüße. — Eine jüdische Courtisane. — Die bekreuzten Goldstücke. — Schmerzliche Enttäuschung. —

Wir trennten uns auf halbem Wege. Ich schlug die Straße nach meiner Heimath ein, während er seinem polnischen Grenzstädtchen zueilte. Ich versprach, ihn im nächsten Sommer zu besuchen, weßhalb er voll freudiger Hoffnungen wurde, denn ihm schien sehr daran gelegen, mich zum Schwiegersohn zu haben.

Bei der Ankunft in meiner Vaterstadt kam ich mir wie eine ganz andere Person vor. Das auf Reisen Erlebte war es nicht allein, was mich meinen eigenen Augen fremd erscheinen ließ, sondern mehr das Gefühl, das sich meiner bemächtigt hatte, „ein Mägdlein heimzuführen,“ wie es — ich glaube — im altdeutschen Romanstyl heißt.

Ich reckte mich, war ich an öffentlichen Orten oder in Gesellschaft, auf den Zehenspitzen empor, um besser den vorhandenen Blumenflor überschauen zu können, und mit prüfenden Blicken zu mustern, welche mir am besten conveniren würde. An einen Korb zu denken, fiel mir nicht entfernt ein, ja ich war fest davon überzeugt, daß eine Jede mich allen andern Bewerbern vorziehen müßte. Meine Leser werden bemerken, daß das leider etwas süffisant von mir gedacht war. Trotz dieser Zuversicht fehlte mir jedoch das Geschick, um nicht Muth zu sagen, mit einer heirathsfähigen Jungfrau ein ernstes Verhältniß anzuknüpfen. Ich schwärmte umher, trieb Neckereien, lose Scherze, Courmachereien, und ließ es dabei stets am Ernste fehlen. Selbst da, wo ich solche Absichten zu bemerken glaubte, benahm ich mich zurückgezogen; es war ein sonderbarer Widerspruch in meinem Wesen, der mich Allen zum Räthsel machte. Obgleich ich nichts sehnlicher wünschte, als mich mit einem reichen und hübschen Mädchen zu verbinden, hatte ich ganz das Wesen eines alten, läppischen Hagestolzen angenommen. Offenbar ward

ich von Schüchternheit besessen, die mich verhinderte, meine Anträge persönlich auf die rechte Weise anzubringen; das sah ich wohl ein. Mein sehnlichster Wunsch war es daher, ein weibliches Wesen zu finden, welches mir auf halbem Wege entgegen käme, was man im gewöhnlichen Leben „Avancen“ zu nennen pflegt. Meine Blicke durften nicht lange suchen, und hefteten sich auf eine junge, noch hübsche Wittwe, die eine sehr anziehende Koketterie unter dem Schein eines sehr züchtigen Wesens zu verbergen wußte, und mir deßhalb nur doppelt anziehend erschien. Ich muß hier jedoch aufrichtig gestehen, daß meine Absichten nicht geradezu auf die Wittwe gerichtet waren, sondern daß sie vielmehr mir zum Kanal dienen sollte, mich meiner Blödigkeit gegen gewisse reizende Geschöpfe entledigen zu können, die sich oft bei ihr einfanden. Unter ihrer Aegide hoffte ich zum Ziele zu gelangen, ich wollte ihre Freundschaft erringen, und sie gänzlich zu meiner Vertrauten machen.

Die Art, wie mich die Wittwe empfing, konnte ich mir nicht anders als schmeichelhaft auslegen.

Sie bezeugte mir sehr viel Wohlgefallen und Zutrauen, und schien mit großem Interesse meine Herzensergießungen anzuhören, die ich nun vor ihr nach und nach zu machen begann. Sie war so gefällig, die hübschesten Mädchen zu sich zu bitten, um mich mit ihnen näher bekannt werden zu lassen. Sie versäumte nicht, mich stets im vortheilhaftesten Lichte ihnen darzustellen, und ihnen von meinen vortrefflichen Eigenschaften zu erzählen. Diese bestanden nun aber freilich in Nichts, was jungen Mädchen imponirt; ich besaß keine von jenen unbedeutenden Vollkommenheiten, die in den geselligen Vereinen so hoch angeschlagen werden, und wenn ich etwas konnte, was hier in Anschlag gebracht zu werden verdient, so wurde es in Mädchen-Augen nicht eben hoch angeschlagen: ich war nemlich ein trefflicher Whistspieler. Dafür aber entbehrte ich die Gabe der Musik, die Natur hat mir eine angenehme Stimme versagt, und tanzen konnte ich nur zur Noth; man sieht hieraus, daß mir drei gewöhnlich offene Wege zu den Herzen der Damen versperrt waren.

Wenn nun aber die Mädchen deßhalb auch un-

gewöhnlich zurückhaltend erschienen, und keine meiner Bemühungen ihre Sprödigkeit geschmeidiger machen wollte, so wurde die junge Wittwe dafür nur immer zuvorkommender, und gefiel mir dadurch mehr und mehr. Sie schien sich ganz in meine Laune zu fügen, und that stets, was mir angenehm zu seyn schien. Sie ging so weit, ihren Umgang einzuschränken, und namentlich den männlichen, den sie bis dahin ziemlich frequent gepflogen hatte, gänzlich aufzugeben. Dieß mußte mir auffallen. Da ich nun auch keine Mädchen mehr zu sehen wünschte, so war es natürlich, daß sie sich nicht mehr bemühte, sie herbeizuziehen, und ich sah mich meistens allein mit ihr. So verging uns ein ganzer Winter, und ich brachte meine Abende, nachdem ich das Comptoir verlassen, bei der Wittwe zu. Ich lernte sie durch diesen Umgang nach und nach kennen, und machte mich am Ende mit dem Gedanken recht innig vertraut, daß es gar nicht so unangenehm seyn müßte, immer um diese Frau zu seyn, welches nun aber bei einem Geschäftsmanne von meinem Kaliber nicht mehr bedeuten konnte: als die Abendstunden in ihrer Gesellschaft

zuzubringen, da meine übrige Zeit so sehr in Anspruch genommen war, daß ich unter Tage nicht einmal an eine Frau denken konnte, selbst wenn es meine eigene gewesen wäre.

Dieses Attachement konnte unmöglich geheim bleiben; meine Freunde ließen es an Spöttereien nicht fehlen, die ich ziemlich gleichgiltig hinnahm, doch bemerkte ich bei einigen meiner nähern Freunde besorgte Mienen, die mir auffielen. Ich suchte sobald als möglich hinter dieß Räthsel zu kommen.

Ein Freund meiner Jugend, der mir besonders zugethan, und in der Frauengallerie unserer Stadt am meisten bewandert war, wurde dazu von mir erkoren. Ich fragte ihn ernstlich um Rath in meiner Angelegenheit, und ob er mir riethe, bei der Wittwe endlich einmal Ernst zu machen.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mein Freund bei dieser Eröffnung, nach dem gemeinen Ausdruck, ganz des Teufels werden wollte. Er fragte mich, ob ich toll und verrückt geworden wäre. Es sey ihm schon unbegreiflich vorgekommen, daß ich so anhaltend das Haus der Wittwe besuchte, und er habe sich blos damit getröstet,

daß ich reich genug sey, ihren geldgierigen Gelüsten zu entsprechen. Wie ich aber nun gar auf den Einfall kommen könne, ihr meine Hand antragen zu wollen, das wäre ihm unbegreiflich.

Jetzt war die Reihe an mir, aus der Haut zu fahren. Ich warf ihm vor, daß er der Medisance zu willig sein Ohr leihe, und von Geldgier spreche, bei einem Character, der mir stets die edelste Uneigennützigkeit bewiesen. Die Wittwe habe mir nicht nur Gefälligkeiten, sondern sogar Opfer dargebracht, die mich zum regsten Danke aufforderten.

„Und diesen Dank," rief mein Freund, „willst Du ihr nun mit Deiner Hand abtragen?" Und ein Hohn lag in diesen Worten, den ich mir abermals nicht zu erklären wußte. Ich wurde böse und wollte das Gespräch abbrechen, aber nun ließ mein Freund nicht nach, und stellte sich mit theilnehmender Gebärde mir gegenüber. „Deine lange Abwesenheit von hier ist Schuld an Allem," fing er an, „Du kannst die Verhältnisse der Frau nicht kennen, aber darum erlaube mir, daß ich sie Dir nun offen und unumwunden enthülle. Als Du fortreistest war sie noch nicht Wittwe, und wenn

Du Dich früher um sie bekümmert hast, so wird sie Dir nicht ärger, als eine galante Dame geschildert worden seyn, die sich an der Seite eines alten Mannes langweilt, und sich daher ein wenig die Cour machen läßt. So etwas entschuldigt man gern. Ueber den Tod ihres Mannes wird aber nun gar Manches gemunkelt. Er hatte an der Börse ein bedeutendes Papiergeschäft abgeschlossen. Am Tage der Lieferung entspinnt sich ein Streit zwischen ihm und dem andern Kontrahenten, der damit endet, daß dieser ihm eine Ohrfeige gibt. Er wird halbohnmächtig von der Börse nach Hause gebracht, und noch an demselben Abend endet ein Schlagfluß des alten Mannes Leben, der den Affront nicht zu ertragen im Stande war. Das Aergste an der Sache aber ist, daß Der, welcher die Ohrfeige gab, ein heimlicher Liebhaber der Frau gewesen seyn soll. Das sah einer Geschichte ähnlich, wie sie Müllner's Schuld zum Grunde liegt. Was einem spanischen Cavalier der Schuß auf der Jagd, das ist dem jüdischen Speculanten hier der Batsch an der Börse. Was die Dame nun im Wittwenstande begann und wie

sie lebte, konnte die allgemeine Billigung nicht erhalten, wenn gleich ein gewisser Theil unserer Bevölkerung sich ihr dafür sehr verpflichtet halten mußte. Mit einem Wort denn: sie machte mit, und das stark.“

Hier wollt' ich unwillig auffahren, aber mein ehrlicher Freund hielt mich zurück und bat mich, ihn ruhig bis zu Ende reden zu lassen. Ich zwang mich gelassen zu bleiben.

„Sie hatte Liebhaber,“ fuhr er fort, „das ist gewiß, und wechselte damit so oft es ihr einfiel; dabei aber war sie eine so geschickte Heuchlerin und wußte so gut den Schein zu retten, daß sie in den besten Familien Zutritt behielt, und namentlich ältere Frauen ihr sehr gewogen blieben. Wer hätte es auch gewagt, in ordentlicher Gesellschaft von ihrem Lebenswandel offen zu sprechen? Erlaubte man sich in vertrautern Verhältnissen etwas davon laut werden zu lassen, so wurde es stets von den Damen stark in Zweifel gezogen, und die das Nachtheilige vorgebracht hatten, mußten es sich selbst zuschreiben, für Verläumder er-

klärt zu werden, oder wie es glimpflicher ausgedrückt wird: für Médiseurs."

„Und das waren Jene, die sie nicht erhörte," brach ich hier wieder heftig los; „ich mag nichts weiter hören!" Aber mein Freund hielt mich noch immer fest und erwiederte:

„Du mußt mich hören!" —

Und nun entschleierte er mir mit großer Wahrscheinlichkeit die versteckte Buhlerei dieser Frau; er ward so überzeugend, daß ich ihm wider Willen glauben mußte. „Ich würde nicht so weit gehen," sprach er, „wäre die Gefahr nicht so groß für Dich, aber Du stehst auf dem Punkte, ihr Dein Wort zu geben und Dich unglücklich zu machen, und das muß ich zu verhindern suchen. So tief ist sie schon gesunken, daß sie ihre Gunstbezeugungen für Geld verkauft."

„Du willst mich ganz rasend machen, verrückt bin ich schon!" schrie ich.

„Nenne mich einen Schurken, wenn ich Dir's nicht beweise!" erwiederte er kalt. Er griff in die Tasche und zog eine Handvoll Goldstücke heraus. Ich beobachtete in großer Spannung, was er thun

würde; er bat mich um ein Messer. Hierauf bezeichnete er jedes Goldstück mit einem Kreuze und zeigte es mir; ich sah es deutlich.

„Nun wohlan, Du Ungläubiger!“ fing er dann an,“ was wirst Du sagen, wenn Du diese fünfzehn Goldstücke, so bezeichnet in den Händen Deiner Geliebten sehen wirst? Hast Du noch nie bemerkt, daß sie zu gewissen Zeiten Gold bei Dir wechseln läßt?“

Ich hatte nemlich wie viele Banquiers meines Wohnorts einen offenen Wechselladen, und da wir Nachbarn waren, so konnte mir's nicht auffallen, daß die Wittwe oftmals mit Gold zu mir schickte, um Silbergeld dafür einzuwechseln.

Dieß bemerkte ich meinem Freunde; er lächelte bitter und sprach: Du sollst eines bessern belehrt werden! —

Er verließ mich; mein Blut tobte in mir; ich wollte ihn zurückhalten und vermochte es nicht. Welche Probe! Im günstigsten Falle mußte sie mich empören, und wenn nun gar — ich fluchte auf die bereitwillige Zudringlichkeit eines Freundes, der mich mit Gewalt nach seiner ehrlichen Mei-

nung glücklich machen wollte. Und war es Blindheit, die mich befallen hatte, warum mich nicht darin lassen, da sie mich zufrieden stellte und zum Ziele führte; so dachte ich eben damals; ich war nicht älter als fünf und zwanzig Jahre.

Andern Tages sehe ich aus meiner Schreibstube eine Dame zum Kassier eintreten. Ich werfe die Feder hin, eile hinaus, dränge den Kassier hinweg, der eben mit höflicher Miene nach dem Wunsche der Eintretenden sich erkundigen will, und zittre an allen Gliedern, als die Wittwe — schön wie ich nie sie gesehen — mit einer zarten Hand, aus einem berauschend duftenden Säckchen Goldstücke hervorlangt, und mich ersucht, sie ihr zu wechseln.

Ich bin nicht im Stande, ihr den Cours anzugeben; mit bebender Hand führe ich einige dieser Stücke mir dicht vor die Augen und sehe die fürchterlichen Kreuze, die mich erstarren machen.

„Sie haben diese Goldstücke von —“ wollte ich sagen, aber ich besann mich zur rechten Zeit. „Diese Goldstücke,“ fing ich an, „kenne ich —

Sie haben sie wahrscheinlich für einen Gegenstand erhalten.“ —

„Ich?“ fragte sie mehr verwundert als verlegen. „Sie haben wahrscheinlich einem meiner Freunde etwas verkauft,“ sprach ich weiter, aber immer verwirrter, „Ihren Papagei vielleicht.“ —

„Ich? verkauft? Ihrem Freunde?“ Diese drei Fragen stieß sie rasch nacheinander heraus, und wurde roth dabei. —

„Ich kenne diese Goldstücke genau,“ stotterte ich, und nun nannte ich den Freund, „noch gestern sah ich sie bei ihm,“ fügte ich hinzu.

„Sie kommen mir sonderbar vor,“ spricht sie, „ich weiß nicht was Sie wollen!“ Ihr Ton wurde dabei empfindlich. Ich übergab die Goldstücke meinem Kassier, machte ihr eine stumme Verbeugung und eilte fort.

Ich versuchte es, den Brief, den ich eben angefangen hatte, fortzusetzen, allein es wollte mir nicht gelingen. Ich mußte das Comptoir verlassen und eilte auf mein Zimmer, wo ich mich unfähig, einen bestimmten Gedanken festzuhalten, auf das Sopha warf.

Neuntes Kapitel.

Des Salzlieferanten Tochter. — Der neue Compagnon. — Juden-Aristocratie. — Die Braut. —

Ich hatte Unglück mit meinen Heirathsprojecten; das lag darin, daß ich für einen Banquier viel zu sentimental war. Hätte ich mir die Tochter eines reichen Hauses durch einen bekannten Mäkler, gleich wie jede andere Waare abschließen lassen, so wäre das Geschäft bald in Richtigkeit gekommen. Ich schickte aber mein Herz voraus, und verliebte mich zuerst, und die Mariages d'inclination sind in unserm Stande nicht anwendbar.

Zum Glücke machte meine Geschichte mit der Wittwe fast kein Aufsehen. Mein treuer Freund schwieg, und sie hatte alle Ursache, von dem Vorfalle nicht zu sprechen. Nur das fiel auf, daß ich sie nicht mehr besuchte; man sprach acht Tage

davon, aber dann dachte Niemand mehr daran. Ich durfte mich glücklich schätzen, und mußte meinen Freund hoch verehren, wenn gleich hier von seiner Seite nicht eben von einer edeln Aufopferung die Rede seyn konnte, denn in der That, ich muthmaßte, daß ihm der Dienst, den er mir erzeigte, nicht sehr sauer angekommen war. Ueberdieß verstand ich mich noch dazu, ihm seine Goldstücke wieder zurückzustellen, die er nach einigem Weigern auch annahm, da er vom Glücke nicht sehr mit Gold begünstigt worden war.

Seufzend überreichte ich ihm die von ihm bekreuzten blanken Füchse, und fügte den Wunsch bei, daß ich nie wieder in den Fall kommen möchte, seine Freundschaft auf solch' eine Probe zu setzen. —

Der wieder ausgebrochene Krieg bot mir jetzt die willkommenste Gelegenheit dar, um mich zu zerstreuen.

Es gab Geschäftsunternehmungen mancherlei Art und Gegenstände, sowohl die Neugier zu reizen, als auch zur angenehmen Unterhaltung. Das Hauptquartier hatte sich meinem Wohnorte genä-

hert, und dieß führte stets die buntesten Erscheinungen in seinem Gefolge.

Eine der erheiterndsten war mir mein kleiner, dicker Reisegefährte, der bei dem Salzgeschäfte reich geworden war. Er hatte sich eingestellt, um eine fette Lieferung zu erschnappen, und — seines Wortes eingedenk — brachte er dießmal seine Tochter mit, von der er mir so viel Schönes bereits mitgetheilt hatte, daß ich nicht wenig gespannt auf sie war.

Es war in der That ein allerliebstes Mädchen. Hoch gewachsen, schlank, eine Brünette, wie vorauszusetzen war, aber von der lieblichsten Art. Die Nase sanft gebogen und fein, der Mund karminroth und knospenförmig, die Augen dunkelbraun, schöne Zähne, kleine weiße Hände, zierliche Füße; es fehlte dieser Mädchengestalt nichts zur Vollkommenheit. Auch die andern Eigenschaften passirten auf den ersten Abord; sie besaß Mutterwitz und ein tiefes Gefühl, auch hatte sie manches gelernt und gelesen. Französisch und Musik wußte sie freilich nicht, aber tanzen konnte sie wie eine Hebe, das sah man schon ihrem Gange an. Auch

kann man zierlichen Tanz bei jeder Polin voraussetzen, sie sey nun Christin oder Jüdin.

Als der Vater sie mir vorstellte, schmunzelte er recht listig und suchte in meinen Blicken zu lesen; ich war aber zu sehr gewitzigt worden, um mich zu verrathen, und ich glaube, er erblickte nichts als unverständliche Charactere in meinem Gesichte. Zwar war ich weit entfernt, auch diesem jungen, schönen Geschöpfe eine Unlauterkeit der Gesinnungen zuzutrauen, aber ich wollte den Vater nicht im Entferntesten zu einer Hoffnung berechtigen, die ich nicht zu realisiren im Sinne haben konnte. Diese Schroffheit von meiner Seite schien indeß auf Vater und Tochter eben nicht den besten Eindruck zu machen.

Da er sah, daß es vorläufig mit den Heirathsprojecten so gut wie nichts seyn würde, ging er mich mit seinen Geschäftsplanen an; hier fand er geneigteres Gehör. Ich hatte gerade disponible Fonds, und war nicht abgeneigt, auf seinen Vorschlag, in einer benachbarten Provinz große Getreideaufkäufe effectuiren zu lassen, um damit unsere Armee zu verpflegen. Wir schloßen einen Ge-

sellschaftsvertrag, und das Geschäft begann unter glücklichen Auspicien. Die Erndte war ergiebig gewesen, und die Preise standen niedrig. Mein Compagnon reiste im Lande umher, und da, wie ein altes Sprichwort sagt: „baares Geld stets lacht,“ so hatte er leichtes Spiel und konnte unglaublich wohlfeil einkaufen. Er miethete Magazine und speicherte auf, was sich vorfand, um es nach und nach in unser Land zu ziehen. Wir wollten dazu den Winter abwarten, um uns dann der wohlfeilern Schlittenfracht bedienen zu können. Man durfte mit Gewißheit voraussetzen, daß der Feind sich nicht bis dahin unsern Grenzen nähern würde, und konnte daher ohne alle Besorgniß seyn. Nachdem seine Geschäfte auswärts beendigt waren, kehrte mein einstweiliger Compagnon in meinen Wohnort zurück, wo er sich eingerichtet hatte, denn seine ganze Familie hatte nunmehr das Städtchen an der Grenze von Gallizien verlassen, und war ihm gefolgt. Dieß war mir nicht gleichgiltig, und noch weniger angenehm für den Augenblick.

Es herrschte unter den in meinem Wohnorte seit längerer Zeit domicilirten Judenfamilien eine Art

von aristocratischem Stolze, der sich gegen jeden Eindringling auf schroffe Weise erhob. Wirklich unterschieden sich diese auch in auffallender Weise von den Uebrigen, in deren Mitte eine geläuterte Bildung, wenn gleich bei vielen Mißbräuchen, gehörigen Raum greifen konnte. Gewöhnlich schloß man sich ab, und führte mit allen neuetablirten Familien keinen nähern Umgang, als den das Geschäft bedingte. In diesem war uns natürlich ein Jeder recht und gleich, er mochte Christ, Türke oder Heide seyn, um wie viel mehr nicht Glaubensgenossen also, die uns nur in anderer Beziehung nicht ebenbürtig schienen. Nur eines auffallenden Zuges sey es mir hier erlaubt, Erwähnung zu thun. Wenn der Jude mit dem Juden jede Art des Handels treibt, so wird ein jüdischer Pfandverleiher doch nie einem Juden Geld auf ein Pfand vorstrecken. Dieß ist ein unverbrüchliches Gesetz, dessen sonderbaren Grund ich nie erforschen konnte. Ehrlichkeit, Gewissen, spielen dabei keine Rolle, denn dieser Pfandverleiher würde mit dem kältesten Blute seinen eigenen Bruder im Handel übervortheilen, daß ihm die Augen übergehen sollten.

Mir war es indeß, wie schon gesagt, nicht angenehm, durch meine Geschäftsverbindung gezwungen zu seyn, die häufig an mich ergehenden Einladungen meines Compagnons, ihn in seiner Familie zu besuchen, nicht immer ablehnen zu können. Ich muß gestehen, daß ich mich nicht mit ihm eingelassen hätte, würde ich schon damals gewußt haben, daß er sein ganzes Haus nach meinem Wohnort hinverlegen wollte.

Was war aber jetzt zu machen! Ich mußte mich einem neuen Stadtgerede aussetzen, denn die Geschäftsverbindung erhielt die Deutung, als strebte ich darnach, des Mannes Schwiegersohn zu werden. Steht ein reicher, junger Mann einmal im Rufe, auf Freiersfüßen zu gehen, so wird jedes Frauenzimmer ihm unter den Händen zur Braut, wie dem Glücklichen Alles, was er anfaßt zu Gold, dem Unglücklichen aber zu Blei wird. Solche Stadtgespräche üben inzwischen stets eine wundersame Wirkung, man hört sich so lange als das und das bezeichnen, bis man es selbst zu glauben anfängt. „Es ist kein Spahn, oder es

hängt was d'ran!"*) ist ein altes deutsches Sprichwort. Die Leute machen nie ein Aufheben von einer Sache, ohne Grund. Meine Freunde brachten mir die Stadtgerüchte in so verschiedenartigen Formen vor, sie neckten mich so liebenswürdig, daß ich mich am Ende mit dem, anfänglich so widerwärtigen Gedanken, vertraut machte: zu der Familie des Lieferanten gehören zu können.

Und liebenswürdig, schön und reich war das Mädchen! Sollte die Geburt bei Juden ein mächtiges Hinderniß seyn? Bei Juden, die ausgestoßen von der übrigen Gesellschaft, die Parias der occidentalischen Welt genannt werden dürfen! Es brauchte keine große Philosophie dazu, meinen Geburtsstolz zu besiegen, besonders wenn meine ganze Empfindsamkeit einem immerwährendem Bombardement aus zwei sehr schönen Augen ausgesetzt war.

Ich fing nun an, mich mit dem Mädchen öffentlich sehen zu lassen; ich führte sie am Arm in's Theater und auf die Promenade. Das wollte schon viel sagen, das hieß die Leute in ihrer vor-

---

*) Kein Zwist ohne Ursache.

gefaßten Meinung Recht geben, und die Stadtgespräche bestätigen.

Immer wohler wurde es mir in Röschens Nähe, immer unruhiger wurde ich, wenn ich nicht bei ihr war. Was kümmerte mich der alte geschwätzige Schacherer von Vater, die alte Mutter, die ganze nicht sehr liebenswürdige Familie? Hatte ich denn noch Sinn für etwas außer ihr, wenn ich bei ihr war? Und wurde es überhaupt wohl schwer, über diese Augen alles Andere zu vergessen, was sich um uns zutrug? — Nachdem ich noch einige Zeit mit mir zu Rathe gegangen war, und überlegt hatte, daß es mir nicht mehr möglich seyn würde, ohne Röschen glücklich zu seyn, trat ich mit meinem Antrage vor den Vater hin, der darüber, wie Jeder leicht einsehen wird, hocherfreut war. Er hatte sich lange schon damit geschmeichelt, alle Vorzüge dieser Parthie wohl erwägend.

Eine jüdische Jungfrau wird in solchen Fällen nicht gefragt. Röschen war in gegenwärtigem nicht unzufrieden. Auch sie hatte mich liebgewonnen. Vater und Mutter gaben ihren Segen zu

unserer Verbindung, und unsere Verlobung fand feierlich und nach dem altherkömmlichen Ritus statt.

Von diesem Augenblicke an gehörte meine ganze Muse meiner Braut. Sobald mich mein Geschäft in Ruhe ließ, mußte ich bei ihr seyn; jeden Abend in ihrer Gesellschaft zubringen; ohne sie durfte ich mich nirgend zeigen. Dieser Gebrauch wäre ertödtend langweilig, und könnte dazu füglich empfohlen werden, um jede aufkeimende Neigung zu ersticken, wenn nicht allerlei angenehme Freiheiten hinzukämen, die der Neuverlobte sich zu nehmen berechtigt ist. Daß wir es nicht daran fehlen ließen, unserer Freiheiten im vollsten Maaße zu genießen, brauche ich meinen geneigten Lesern nicht erst lange zu versichern, wohl aber, daß es mir ein eigenes Gefühl gewährte, mich so mit einem Male von Rechtswegen umarmt und geküßt zu sehen, daß Niemand etwas daran tadeln durfte. Es ist ein schönes Ding um die Legitimitäten; was man auch einem geraubten Kuß für Herrlichkeiten nacherzählen mag, der im gerechten Besitze ist, erfreut sich allein des schönsten Genusses.

Zehntes Kapitel.

Der Bruder der Braut. — Listige Bewerbung. — Die geopferte Millionärin. —

Die polnischen Juden sind ein eigener Schlag kräftiger Leute; sie unterscheiden sich sehr von ihren deutschen Brüdern. Fern aller modernen Gesittung stehen sie unter dem unmittelbaren Einflusse ihrer ursprünglichen Gesetze, und dieses verleiht ihnen den ächt orientalischen Anstrich.

Sie leben gewöhnlich einfach und nur die reichern unter ihnen kennen einigermaßen das, was man Luxus benennt. Sie sind sehr klug, besitzen einen hohen Grad von Mutterwitz, und diese Gaben werden durch das stete Grübeln über die Satzungen des Talmud, welches ihnen allein für Erholung und Zerstreuung gilt, bedeutend erhöht. Dabei sind sie von einer unbegränzten Starrheit

des Charakters, beharren mit Festigkeit in ihren Vorsätzen, und sind daher zur Ausführung großer Pläne sehr geeignet, diese umfassen jedoch nur das Streben nach Reichthum und das, was ein polnischer Jude häusliches Glück nennt: ein fruchttragendes Weib, eine gehörige Anzahl Kinder, die zur rechten Zeit verheirathet werden kann und deshalb für ein jedes die erforderliche Mitgift.

Von dieser polnischen Sorte war denn auch mein zukünftiger Schwiegervater, wenn er gleich deutsche Kleider trug. Der Bruder meiner Braut war ein wüster Mensch, den ich früher noch nicht gekannt hatte. Er besaß eine sehr umfassende Waarenkenntniß und war ein gebornes Genie zum Handel. Von einem unbändigen Temperamente, hatte er sich, da ihm die Mittel dazu reichlich zuströmten, allen Ausschweifungen überlassen. Er war jung nach Deutschland und England gereist und hatte dort plötzlich seinen einfachen Sitten der Heimath den Abschied gegeben. Die gewöhnlichen Krankheiten konnten bei dem Lebenswandel, den er führte, nicht ausbleiben, und diese hatten bei ihm einen Grad erreicht, daß sie bereits sein Gesicht

zu verunstalten anfingen. Er verlor seinen guten Namen und man zog sich von ihm zurück.

Dennoch war es ihm gelungen, durch seine kaufmännischen Kenntnisse die erste Stelle in einem großen Banquierhause zu behaupten, das zum Theil durch ihn in weit verwickelte Operationen gerathen war, aus denen es sich nun ohne seine Hilfe nicht herauszuziehen vermochte. Das Interesse war zu überwiegend, das sich mit seiner Person verknüpfte, als daß der Chef des Hauses eine besondere Rücksicht auf das häßliche Aussehen des jungen Menschen hätte nehmen sollen, da um so mehr diesem nicht mehr abzuhelfen war. Dies wußte mein Schwager zu gut und sein Ehrgeiz spornte ihn an, sein Glück so weit zu treiben, als es ihm nur möglich seyn würde.

Der Chef des Hauses, dessen Disponent er war, hatte eine Tochter, ein liebes Geschöpf von einer interessanten Bildung, von Freiern gesucht, weil sie noch überdieß sehr reich war. Dieser machte der junge, verwegene, polnische Jude Heirathsanträge; man kann sich leicht denken, wie sie aufgenommen wurden. Das Mädchen wandte ihm mit

Verachtung den Rücken und drohte ihm, bei ihrem Vater auf seine Entfernung anzutragen, wenn er sie noch weiter mit seinen Zumuthungen verfolgen würde. Er wußte zu gut, daß sie damit nichts ausrichten konnte, indem er seine Stellung, die immer nothwendiger wurde, zu genau zu würdigen wußte. Daher ließ er es denn auch nicht dabei bewenden, sondern verfolgte seinen schlau überdachten Plan mit hartnäckiger Consequenz.

Ein geistreicher, kluger Mann hat, auch wenn sein Aeußers nicht einnehmend ist, hundert Mittel, sich bei den Frauen einzuschmeicheln. Die Dienstleistungen und Gefälligkeiten, die Aufmerksamkeiten und Galanterien, selbst wenn sie lästig sind, stimmen am Ende das Herz derjenigen, der sie gewidmet werden, günstiger. Auch hier war es der Fall. Es lag etwas Rührendes in der Beharrlichkeit des häßlichen, aber geistreichen Menschen, der eben um der letzten Eigenschaft willen die Geringschätzung, die ihm zu Theil wurde, doppelt schwer empfinden mußte. Dabei war seine Stellung im Hause so glänzend, und er selbst wußte ihren Werth so vollkommen zu schätzen, daß nur seine unbe-

gränzte Liebe für die kleine Tyrannin ihn die Beleidigungen ertragen ließ, womit sie ihn überhäufte; denn er war nicht der Mann, sich von andern ungestraft beleidigen zu lassen. Dies ganze Verhältniß ward jedoch, obgleich man es längst bemerkt hatte, von Seite der Aeltern ignorirt, und beschränkte sich mithin nur auf die beiden jungen Leute. —

Der Vater des jungen Mädchens lebte den losesten Vergnügungen in der Residenz und hatte sein ganzes Geschäft den Händen meines Schwagers anvertraut. Er gehörte zu den aufgeklärten Juden. Die Mutter war eine bereits in Jahren vorgerückte Frau und streng bigott. Sie heiligte den Sabbath und aß nur kauschere Speisen, d. h. solche, die den Gesetzen nach den Juden erlaubt sind und von den Rabbinen eingesegnet werden. Von eigentlicher Bildung war bei dieser Frau nicht die Rede, obgleich sie gern mit dem, was sie für Bildung hielt, sich brüstete.

Bei diesen Eltern konnte, wie man sieht, das Verhältniß der jungen Leute ungestört fortbestehen, und es hatte wirklich schon eine gute Weile ge-

dauert. Es war den Freunden des Hauses zur Gewohnheit geworden, zu sehen, wie der Disponent den verliebten Sclaven bei der Tochter spielte, und diese selbst — obgleich sie noch immer keine zärtliche Neigung äußerte, hatte sich gleichfalls gewöhnt, seine Bestrebungen ohne Anstrengung hinzunehmen.

Plötzlich änderte sich aber des Disponenten Herz und Sinn! Gott, der die Herzen und Nieren prüft, mochte es wissen, was sich in dem Innern des jungen Mannes mit einem Male zugetragen hatte. War es eine Andere, die ihn für sich einzunehmen wußte und ihn liebevoll fesselte, während er hier nur im besten Falle geduldet wurde? Niemand vermochte es, die Ursache zu errathen; der Gegenstand, der seinen Sinn gewandelt, war wenigstens nicht sichtbar, oder nicht in der Nähe. Nicht etwa, wie Liebhaber es machen, die überdrüssig werden und zu brechen wünschen, trug er seine Zärtlichkeiten warm von diesem Gegenstande auf jenen über, sondern ernst, ja trübe zog er sich zurück, und die angestrengteste Aufmerksamkeit sah keine Spur einer neuen Flamme bei ihm aufkei-

men, sondern nur die kälteste, an Verachtung gränzende Gleichgültigkeit gegen den Gegenstand seiner frühern Anbetung wurde bemerkt. Ein solches Benehmen war ganz darauf berechnet, eine Art von Verzweiflung hervorzubringen, und es erreichte auch diesen Zweck vollkommen.

Das reiche, hübsche Mädchen, das nun befreit war von den Zudringlichkeiten des häßlichen Menschen, ward dafür sogleich von einer Schaar junger Leute belagert, die früher zurückgehalten worden waren, dem Drange ihres Herzens freien Lauf zu lassen. Auch Christen von guter Familie, ja selbst Adelige bewarben sich um ihre Gunst, da sie jetzt die Hand der Schönen frei wähnten, und großes Gelüste trugen nach den vollen Geldsäcken, welche mit dieser kleinen, zierlichen Hand so fest zusammenhingen. Aber sonderbar genug war es, daß die Huldin eben so taub und unempfindlich für diese Bewerbungen, als für die frühern blieb. Kurz es war die Donna Diana, jene spanische Prinzessin, wie sie uns in der bekannten Komödie geschildert wird, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß ihr Besieger kein schöner

Don Cesar war. Denn wirklich war sie besiegt! Was ihr früher so unerträglich geschienen hatte, dünkte sie jetzt die höchste Seligkeit. Tag und Nacht dachte sie nur an die zärtlichen Aufmerksamkeiten des verliebten Disponenten, und sie marterte sich damit ab, es zu ergrübeln, auf welchem Altar er diese nun opferte.

Dieser Zustand der Armen dauerte einige Monate, ohne daß sich eine Aenderung in dem Verhältnisse Beider zugetragen hätte. Er blieb kalt und scheinbar unempfindlich, während sie sich langsam verzehrte.

Aber nur zu aufmerksam verfolgte er die Wirkungen, die sein wohlüberlegter Plan hervorbrachte, und erfreute sich im Stillen daran. Des Mädchens Lage wurde am Ende so bedenklich, daß man den Vater aus der Residenz heimberief, um sich mit ihm in dieser wichtigen Angelegenheit zu berathen. Er kam und mit ihm die Erfüllung des schon lange sehnlichst gehegten Wunsches meines Schwagers. Die bekehrte Spröde hatte ihren Eltern, auf deren ernsthaftes Zureden, die Ursache ihres stillen Grames gestanden. Hier handelte es

sich jedoch nicht mehr um Galanterien und Courmachen, sondern um eine dauerhafte Verbindung, wie man leicht denken kann. Der Vater übernahm es, mit dem jungen Mann die Unterhandlung einzuleiten; unter andern Umständen wäre er mit fester Zuversicht an's Werk gegangen, wie die Sache jetzt den Anschein hatte, mußte mit zarter Vorsicht das Geschäft eingeleitet werden. Der Vater war ein gewandter Negociateur und versicherte seine zaghafte Tochter im Voraus des besten Erfolgs. Und wirklich war das Ende schneller herbeigeführt, als die Familie vermuthet hatte. Mein Schwager war nicht so thöricht, sich am Ziele seiner Wünsche noch eigensinnigen Launen zu überlassen; er willigte ein ohne Bedenken. Was er allein zum Gegenstande einer Unterhandlung machte, waren die Stipulationen hinsichtlich des Vermögens und seines Antheils an dem Geschäfte, in das er von nun an als Compagnon treten wollte. Man willigte in Alles, denn es handelte sich hier ja nur um die Zukunft der geliebten Tochter und ihrer dereinstigen Kinder. In Kurzem war Hochzeit, und das spröde, hübsche Mädchen lebte fortan an der

Seite eines häßlichen, kranken polnischen Juden, den sie nie wahrhaft lieben konnte, sondern nur aus Caprice genommen hatte. Die Unglückliche! —

Nicht lange währte es, so machten sich die unglückseligen Folgen dieser Verbindung auf unzweideutige Weise kenntlich. Sie erkrankte, und so sehr man auch bemüht war, das eigentliche Wesen ihrer Krankheit zu verschleiern, so drang die Kunde davon doch in's Publicum. So gern dies auch geneigt ist, stets das Schlimmste zu glauben, so war hier das Gerücht doch so entsetzlich, daß man sein Ohr davor verschloß und von Uebertreibung sprach. Die junge Frau kränkelte fort und fort; ihr erstes Wochenbett war unglücklich, sie gebar ein todtes Kind. Sie reiste in's Bad; nach ihrer Rückkehr wurde sie wieder nicht gesehen. Welch' ein schreckliches Loos, immer so ängstlich zurückgezogen von der Welt leben zu müssen, in den Jahren der Freude und des Vergnügens, und in einer Umgebung, die so lebhaft zu jedem erlaubten Genusse herausforderte.

Endlich beschloß die Familie, die unglückliche Frau wieder der Welt zu zeigen, und nun erfuhr

man erst die Bestätigung jener frühern Gerüchte. Es hieß, sie leide an einem Krebsschaden, der ihr Nase und Oberlippe angegriffen habe, aber durch die Bemühungen geschickter Aerzte gehemmt worden war und seine Verheerungen nicht weiter fortsetzte. Nach diesen vorbereitenden Erklärungen ihres Zustandes erschien die junge Frau wieder in den engern vertrautern Zirkeln. Sie war der Gegenstand allgemeinen Bedauerns, so wie ihr Gatte des allgemeinen Hasses, denn nur seinen Ausschweifungen wurde die Krankheit der Armen zugeschrieben.

Ihm lag jedoch nichts an der Achtung und Liebe, welche ihm die Gesellschaft zollte, er lebte in seinem Geschäfte und war so ganz und gar Banquier, daß ihm nur die Achtung an der Börse für etwas galt, und diese genoß er im vollsten, reichsten Maaße. Die Mäckler, die posttäglich ihre ungeheuern Courtagien durch ihn notirten, bückten sich vor ihm bis auf den Boden, und jeder ehrliche Mann, der mit ihm ein Geschäft abschloß, kehrte sich nicht an seine häuslichen Verhältnisse.

Dieser Mann ward jetzt mein Schwager. Zum Glücke sah ihm seine Schwester nicht im Gering-

sten ähnlich und sein Vater schien mir ein schlechterer Geschäftsmann, aber ein besserer Mensch zu seyn. Ich war geneigt, mir Glück hiezu zu wünschen, und es in meiner Lage für etwas Günstiges zu betrachten. Bald sollte ich jedoch von meiner Täuschung zurückkommen. Es ist wahrlich nicht nöthig, daß Kaufleute etwas anders sind, als tüchtige Geschäftsmänner, und die werden die besten seyn, welche statt des Herzens einen Cassabeutel, oder eine solide Tratte im Busen tragen.

Eilftes Kapitel.

Die Millionen als Dessert. — Der Salzlieferant als Novellist. —

Der Krieg hatte längst wieder begonnen und Napoleon residirte in dem Lustschlosse eines deutschen Fürsten. Der Winkel Deutschlands, den wir bewohnten, war indeß noch ziemlich entfernt von dem Kriegsschauplatze, und wir konnten getrosten Muthes fort operiren. Unsere Provinz erhielt damals große Baarsendungen an Subsidiengeldern, von denen ein Theil an mein Haus addressirt war. Sie kamen in eigens dazu erbauten Karren an, welche in starken Federn hingen und die frisch geprägten holländischen Ducaten, woraus die Sendungen größtentheils bestanden, waren in weiches Leder eingenäht, damit sie sich auf der weiten Reise nicht abrändeten.

Einst war mir eine Sendung von ein Paar Millionen angezeigt worden, und ich nahm mir vor, meinem Schwiegervater recht ordentlich zu imponiren. Ich lud ihn und seine ganze Familie zu Tische. Es war ein splendides Mahl. Nichts fehlte, was das Herz eines orthodoxen Juden zu erfreuen im Stande ist.

Nach der braunen Suppe mit den Flügeln und Mägen der Gänse folgten der Reisbrei mit der dampfenden Knoblauch durchwürzten Wurst, das geräucherte Bockfleisch mit Erbsen und Meerrettig, die süßen Bohnen mit Würsten, der fette Pudding mit Rosinen und Safran, endlich der große kalekutische Hahn mit Kastanien und Aepfeln gefüllt; zu allem dem gesellte sich süßer Wein aus der Picardie und Brod vom feinsten Mehl mit Mohn bestreut. Die Familie meiner Braut schwamm in Wonne; Hände und Lippen glänzten von Fett, das an den Gerichten nicht fehlen durfte, und jüdische Witzworte und bei den Haaren herbeigezogene Wortspiele jagten einander. Denn obgleich unser unvergleichliche Troubadour Saphir damals noch nicht die jüdische schöne Welt mit seinen Calembourgs und Bonmots

erfreute, so war diese Art des Witzes doch schon unter uns bekannt, da jeder polnische Jude von Natur darin excellirt.

Wir saßen eben beim Braten, als ein ungeheurer Lärm unten im Hause sich vernehmen ließ. Obgleich ich schon wußte, was es gab, so sprang ich doch wie überrascht auf und lief an's Fenster. Die Geldsendung war angekommen. Mein Schwiegervater wollte wissen, was unten vorging, und als ich es ihm sagte, war auch seines Bleibens nicht mehr bei Tische, wenn es ihm gleich gut zu schmecken schien. Er mußte hinabeilen, um bei der Empfangnahme der Ducaten zugegen zu seyn, deren so bedeutende Versammlung für ihn etwas ungemein Ehrfurchtgebierendes hatte. Man muß gestehen, daß vier bis fünf Millionen in Gold auf ein dafür empfängliches Gemüth in der That einen großen Eindruck zu machen vermögen.

„Es sind Subsidien, keine Contribution?“ fragte mein Schwiegervater, nachdem er sich wieder zu Tische gesetzt hatte und zähnestochernd seinen Kaffee schlürfte. „Das Erstere“, erwiederte ich.

„Da muß ich Ihnen bei der Gelegenheit einen

sonderbaren Vorfall erzählen“, fuhr mein Schwiegervater fort. „Als ich neulich wegen der Getreidevorräthe herumreiste, kam ich weit hinein in's Reich und näherte mich so dem Hauptquartier Napoleons. Ich bin etwas neugierig von Natur und hab' mir gedacht, vielleicht machst du ein Geschäftchen — ein Geschäftchen im französischen Hauptquartier ist auch nicht zu verwerfen. Und so bin ich doch gereist in's Hauptquartier! Ich bin aber gewesen drei Tage dort, ist mir geworden die Zeit lang, und ich hab' wiederum gedacht, sollt' es denn nicht möglich seyn, mit Napoleon, dem großen Melech, selbst zu sprechen. Und ich hab' nachgesucht um die Erlaubniß und hab' mir gedacht, mit Napoleon gesprochen zu haben, ist auch ein Geschäftchen, was rendirte, man kann ja nicht wissen, was gesprochen wird, ein Wort gibt das andere, und man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Und so hab' ich gebeten um eine Audienz und habe gesagt: ich wär ein Lieferant von den feindlichen Truppen.“

„Aber wußten Sie denn nicht, was Sie wagten?“ fiel ich ihm hier erstaunt in die Rede.

„Blöd' bin ich nicht“, erwiederte er lachend,

gewagt hab' ich viel in meinem Leben und wer nicht wagt, gewinnt nicht! Aber nun lassen Sie sich weiter erzählen! Man hat mir doch eine Audienz bewilligt! Wie ich Ihnen sage: ich sollte kommen Glock zehn Uhr hinaus auf das Lustschloß, wollte der Kaiser Napoleon, der große Mann, mit mir kleinem jüdischen Lieferanten sich unterhalten. Was glotzen Sie mich so an mit aufgerissenen Augen? Passen Sie auf, Sie werden gleich hören, ob ich mein' Sach' nicht gut gemacht habe. Wie ich komm' heraus, ist doch der Premierminister draußen! das heißt, nicht der Premierminister von Napoleon, sondern der Premierminister von unserm Fürsten. Ich bin indessen im Garten auf und ab gegangen und hab' gekuckt durch die großen Scheiben, und hab' gesehen, wie sie miteinander gesprochen haben. Ich sag' Ihnen, ich hab' kein Wort verstanden, aber Napoleon hat dem Premierminister tüchtig die Wahrheit gesagt. Denken Sie sich, der vornehme, große Mann, was unser Premierminister ist, hat sich müssen die Wahrheit sagen lassen, wie ein Stiefelputzer. Heruntergeputzt hat er ihn! Und Napoleon ist grad gestan-

den, wie eine Kerze, und der Premierminister hat gebuckt den Kopf und hat gemacht Komplimente, und hat zu allem nicht ein Wort gesagt. Und dann sind sie herausgetreten vor die Thür, die in den Garten führt, und nun hab' ich mich leis' von hinten hinzugeschlichen, weil ich gedacht hab', was sie da draußen reden, kann doch kein Geheimniß seyn und das darf Jeder hören. Und da hab' ich vernommen, daß sie französisch gesprochen haben miteinander, weil ich aber französisch schlecht verstehe, habe ich so gut verstanden, wie nichts. „Sagen Sie das Ihrem Herrn“, hat Napoleon ungefähr gesagt, nur unter der Bedingung mache ich Frieden.“ Und darauf hat sich der Premierminister tief verbeugt und ist rücklings die Treppe hinuntergegangen, daß ich gemeint hab' bei jedem Schritt, er wird das Genick brechen. — Aber nun ist mir das Herz schwer geworden, weil jetzt meine Audienz an die Reihe gekommen ist. Erstens hab' ich mir gedacht, ist Napoleon jetzt ein wenig aufgebracht durch den Premierminister und wird seinen Zorn an mir auslassen, denn an was läßt ein vornehmer, großer Mann seinen Zorn aus,

als an einem armen, unschuldigen Juden? Zweitens hab' ich mir gedacht: es ist doch ein Malheur, daß du nicht gut französisch kannst und Napoleon wahrscheinlich nicht gut deutsch versteht; das kann der Lebhaftigkeit der Unterhaltung sehr großen Schaden thun. Aber ich hab' doch gehabt einen Einfall, daß ich mich hätte selbst beim Kopf nehmen mögen und tüchtig abküssen, wenn es wär' angegangen. Ich hab' mich schnell resolvirt. Scholem, hab' ich mir gedacht, thu' einmal etwas vor der Menschheit und setz' dein eigenes Interesse bei Seite. Und nun sollen Sie hören, was der kleine Scholem hat gethan vor der Menschheit. Ich hab' zwar gezittert, wie ich mich hab' hereinführen lassen zu Napoleon, ich habe mich aber wahrhaftig nicht geforchten. Warum ich hab' gezittert, war doch die Ursache, daß ich bin gewesen herumgelaufen den ganzen Morgen im kühlen Garten und hab' an den Blumen gerochen, und hab' wollen das Stückchen Fleisch, was ich zum Frühstück mitgenommen hatte, nicht essen, weil ich hab' wollen haben einen reinen Athem. Man kann ja nicht wissen, wie nahe mir Napoleon in der Hitze auf den Leib rückt,

hab' ich mir gedacht, und es ist besser, du essest das Stückchen Braten nicht, weil dein' Frau ihn immer mit Knoblauch einreibt. Sie sehen, daß ich hab' behalten meine Présence d'Esprit, weil ich hab' können philosophiren über den Geruch des Knoblauchs in dem Augenblick, wo ich hab' sollen treten vor den Weltbezwinger Napoleon — und ich hab' nichts davon gegessen den ganzen Morgen und von der feuchten Luft und von dem Riechen an die Blumen ist mir geworden übel zum Umsinken. Was bin ich gewöhnt, an die Blumen zu riechen? Darum hab' ich mir vorgenommen, mich kurz zu fassen, sonst sag' ich Ihnen, daß ich hätte mehr gethan vor der Menschheit. Hat Napoleon mich gefragt: „Was ich will!“ Hab' ich ihn zuerst gebeten, er möcht' etwas langsam sprechen, weil ich der französischen Sprache nicht gehörig gewachsen bin, und hab' dann gesagt: er möchte die Gnade haben und meinem Vaterlande die grausame Kontribution erlassen. Es seyen brave Leute bei uns im Lande und es könnte sein Wille nicht seyn, das ganze Land so unglücklich zu machen.“ Darauf hat Napoleon seinen Buchhalter hereinge-

rufen und hat sich sein Hauptbuch bringen lassen. Ich sag' Ihnen ein Hauptbuch, wie ich mein Lebtag keines gesehen habe. Es war in rothem Leder gebunden und mit Gold beschlagen, und die Blätter waren zehnmal so groß, wie unser Hauptbuch. Und da hat jeder Staat, mit dem er Krieg geführt hat, sein Conto gehabt mit Debet und Credit; ich sag' Ihnen eine exemplarische Ordnung! Die doppelte italienische Buchhaltung ist ein Hund dagegen! Und da hat er nachgeschlagen das Conto von unserm Staat, und hat ein Bleistift genommen und zusammen gerechnet, und addirt und subtrahirt, was weiß ich! und hat dann gesagt: „Ich seh' ein, **vous êtes un brave homme!** aber ich kann auf Seligkeit nichts nachlassen; der Krieg ist mir selbst zu theuer zu stehen gekommen.“ Da hab' ich gesehen, was er für ein braver Mann ist, und daß er nur seine baaren Auslagen immer wieder haben will. Den Kostenpreis, sonst wahrhaftig nichts! Ich hab' zwar noch einige Male davon angefangen zu schmusen, aber er war nicht davon abzubringen, und ich bin wieder von ihm gegangen, wie ich zu ihm gekommen bin, ohne etwas ausgerichtet zu

haben, aber das Meinige hab' ich doch gethan, das hab' ich mir wenigstens sagen können. Und das war die Geschichte von der Contribution, die mir ist eingefallen vorhin bei Ihrer Geldsendung, Herr Schwiegersohn, wobei Sie werden notiren, eine schöne Provision. Aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie haben doch angefragt von dort aus durch den Gesandten, ob ein geheimer Kommissarius ist worden gesandt, um wegen Nachlaß der Contribution zu unterhandeln, wie ich habe gehört, für ganz gewiß. Und ich bin überzeugt, wenn sie wüßten, daß ich es bin gewesen, daß ich werd' bekommen einen Orden. Aber was soll mir der Orden! Als ich krieg' einen Orden, darf ich ihn doch nicht tragen; ein Orden ist ein Kreuz, und ein ehrlicher Jud', was soll der machen mit dem Kreuz?" —

Meine Leser werden aus diesem Gewäsche deutlicher abnehmen können, was mein Schwiegervater für ein Mann war, als ich ihnen durch die detaillirteste Beschreibung zu zeigen im Stande gewesen wäre. Er war zudringlich, arrogant, dreist, wie eine gewisse Art von Juden, ich kann und darf

es nicht verschweigen, nur immer seyn kann, da man ihnen leider nicht mit Unrecht jene schlimmen Eigenschaften vorwirft. Dabei aber besaß er noch einen Fehler, der bei den polnischen Juden sehr häufig angetroffen wird, er log entsetzlich. Was an dem Vorfall mit Napoleon Wahres seyn mochte, war mir nicht möglich zu ergründen; mein Verhältniß zu ihm hinderte mich, ihm zu widersprechen und ihn auf die Unwahrscheinlichkeiten aufmerksam zu machen, die in seiner Erzählung sich drängten; ich nahm also Alles geduldig hin.

Augenscheinlich wollte er durch die Erwähnung dieses Vorfalls sich bei mir in Ansehen setzen und ich begnügte mich blos, ihm zu bemerken, daß ich für die Folge ihn bitten müsse, solche Wagstücke zu unterlassen, weil er sich leicht dadurch in große Gefahr bringen könne. Wie bald könnte man nicht den Verdacht der Spionerie erregen, und von dem Verdachte zu den zwölf Kugeln des Standrechts war in damaliger Zeit nur ein kurzer Schritt.

Er nahm meine Warnung mit Sammlung hin,

als ob er selbst an den so eben umständlich erzählten Fall glaubte; und vielleicht that er es auch: denn der Lügner, der sein Handwerk mit Ehren treiben will, muß von seinen Erfindungen so erfüllt seyn, als ob er sie wirklich erlebt hätte.

Zwölftes Kapitel.

Zweifelhaftes Vermögen des Salzlieferanten. — Tod seiner Frau. — Hochzeit. — Röschen als Hausfrau. — Unfall bei der Kornspeculation. — Blitz aus heiterer Luft. —

Ich würde meinen Schwiegervater nicht so weitläufig hier geschildert haben, wenn nicht eben die Schwächen und schlimmen Eigenschaften dieses Mannes Schuld an seinem Unglücke geworden wären und mich zur rechten Zeit von ihm entfernt hätten.

Gewisse Ursachen ließen in mir Zweifel über seine Vermögensumstände aufsteigen. Das Korngeschäft, welches größtentheils mit meinem Gelde gemacht worden war, erregte mein Mißvergnügen und ich suchte davon loszukommen. Ich stellte ihm die Sache vor, und wir einigten uns dahin, daß ich ihm das Kapital gegen Zinsen überlassen sollte, und er dann das Geschäft auf eigene Rechnung

übernähme. Die Geldsumme, obgleich ziemlich bedeutend, gab ich verloren, und war dabei noch herzlich froh, so wohlfeilen Kaufes davon loszukommen. Mein guter Stern gab mir diesen Schritt ein. Im Uebrigen blieb ich mit meinem ehemaligen Compagnon im besten Vernehmen und meine Braut, die sich sonst wohl um meine Geschäfte zu kümmern pflegte, erfuhr nichts von dieser freundschaftlichen Auseinandersetzung.

Um diese Zeit war es, daß die Mutter meiner Braut das Zeitliche segnete; es war eine dicke, rothe Frau, die viel aß und sich keine Bewegung machte; kein Wunder also, daß sie der Schlag rührte.

Meine Braut mußte nun nach dem Tode ihrer Mutter dem Hauswesen vorstehen, und obgleich ich mich wenig um so etwas zu bekümmern pflegte und wie natürlich auch nichts davon verstand, so muß ich dennoch gestehen, daß sie dadurch einen überaus günstigen Eindruck auf mich machte, indem sie große Verständigkeit, Sanftmuth, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden in diesen Verrichtungen entwickelte. Ich sah zum ersten Male ein

solches Wesen in der Nähe und zwar so aufmerksam, als wenn ich etwas davon absehen wollte. Das Haus meines Schwiegervaters schien mir ein neues, verjüngtes Aussehen zu erhalten; Alles war rein, nett, ruhig, geordnet, christlich — wenn es mir erlaubt ist, es so zu nennen. Wenigstens habe ich in christlichen Haushaltungen, die ich in späterer Zeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, es stets so gefunden. Ich darf sagen, daß dieses Walten meiner Braut in dem Hause ihres Vaters mir zuerst den rechten Sinn für das Glück einer schönen Häuslichkeit erschlossen hat. Der Alte hatte nun freilich kein Auge dafür, wenn es ihn gleich freute, daß ich stärker angezogen, die Bande enger zog, die mich an seine Familie knüpften und jetzt öfter, ja fast beständig um meine Braut war. Auch das Mädchen war nicht wenig dadurch geschmeichelt und lächelte freudig, wenn es mich kommen sah, und war in sich still vergnügt, wenn ich um sie blieb.

Neben diesem Allem darf nicht zu erwähnen vergessen werden, daß die Schönheit des Mädchens sich immer vollkommener entfaltete, und ihr zartes,

tiefes Gemüth mir immer klarer wurde, so daß sie in jedem Betracht ein herrliches Geschöpf genannt werden konnte.

Mein Schwiegervater mußte jetzt der Kornvorräthe wegen reisen, weil der Feind sich der Provinz näherte, wo sie aufgespeichert lagen. Unsere Armee zog sich dahin und die Verpflegung sollte beginnen. Es ging anfänglich gut und die zu wohlfeilen Preisen eingekauften Früchte gaben einen ungeheuern Profit. Allein nicht lange dauerte dieses Alles. Noch nicht zur Hälfte waren sie aufgezehrt, als eine große Schlacht ganz in der Nähe der Hauptmagazine geliefert wurde, die unglücklich für die Waffen unsers Landes ablief. Mein Schwiegervater floh im ersten Augenblicke mit den Unsern, aber er verlor den Kopf nicht. Der Feind besetzte die Stadt und die Provinz. Haben geschlagene Soldaten Appetit, so haben ihn siegende noch mehr; dachte er bei sich. Es wurden Requisitionen ausgeschrieben nach allen Seiten; allein die Gegend war arm und die Vorräthe aufgekauft. Da erschien mein Schwiegervater plötzlich wieder auf dem Platze, um, wie er sagte, sein Eigenthum zu

retten. Wie er es einleitete, darüber herrscht zur Zeit noch ein Dunkel, genug, von seinen trefflichen Vorräthen schmausten die feindlichen Soldaten. Er kam zu uns zurück, sprach von seinem Verluste, tröstete sich und uns aber damit, daß er noch zu ertragen wäre.

Der Friede folgte bald und ich zögerte nicht länger, meine Hochzeit zu feiern. Wir richteten uns prächtig ein, zu dem alten Hausrath meiner Eltern, der zwar kostbar, aber nicht mehr zeitgemäß war, gesellten sich Gegenstände, wie sie die neueste Mode erfunden hatte. Ich nahm mir vor, ein sogenanntes offenes Haus zu machen und Alles hineinzuziehen, was sich in der Gesellschaft unsers Wohnortes auszeichnete. Meine junge Frau theilte nicht ganz diesen Willen. Sie hatte einen angebornen Trieb zur Sparsamkeit, den sie nicht überwinden konnte, da er zu lange in ihrem väterlichen Hause genährt worden war, wo Alles mit Macht dahin neigte. Jedoch freundlich und gefällig, wie sie war, willigte sie in Alles, was ich veranstaltete und anordnete, um mir mein häusliches Leben angenehm zu machen. In der That

war auch jedes Mittel dazu vorhanden, während kein Grund obwaltete, eine ängstliche Sparsamkeit uns zur Richtschnur zu wählen. Mein Vermögen war ursprünglich groß gewesen und hatte durch viele glückliche Speculationen so zugenommen, daß ich selbst eine tüchtige Schlappe, wie ich sie jetzt durch die zum Theil verunglückte Getreidespeculation meines Schwiegervaters empfing, nicht im Geringsten fühlte.

Mit der stipulirten Mitgift hatte es eben auch einen Hacken und ich bekam nur die Hälfte und das nicht einmal sogleich ausbezahlt. Auch hier mußte das Unglück mit der Getreidespeculation als entschuldigender Deckmantel dienen. Allein ich liebte nunmehr meine Frau so sehr und wahrhaft, daß ich leicht den Großmüthigen spielen und mich über die Mitgift wegsetzen konnte. Seltsam erschien es mir jedoch, wenn ich darüber nachdachte, daß ich mich jetzt in einem Fall befand, den ich mir früher nicht hatte denken können. Ich besaß eine Frau, die ich wahrhaft, ohne alle Nebeninteressen, um ihrer selbst willen liebte, hatte noch ein bedeutendes Stück Geld durch diese Liebe eingebüßt, da ich

ohne sie dem alten Papa keine Nachsicht geschenkt haben würde, und endlich war ich nun gewiß und wahrhaftig ein Ehemann geworden; eine Charge, zu der ich schon einigemale mit Ernst einen Anlauf genommen hatte, aber immer wieder schnell zum Rückzug blasen mußte.

Kurz nach der Hochzeit verließen wir unser schönes Haus, um — ganz im großen Style — eine Reise zu machen. Wir wählten Wien zum Ziel derselben. Es war gerade die Zeit des Congresses, wo Alles im vollsten Glanze dort strahlte. Ich freute mich, meiner jungen Frau diese Herrlichkeiten zeigen zu können. Nur leider war die Freude von kurzer Dauer. Kaum hatten wir uns den Genüssen der Kaiserstadt mit dem unbefangensten Gemüthe hingegeben, als uns eine Schreckenspost ereilte, die uns wie ein Blitz aus heiterer Luft zu verschlingen drohte.

Allein diese Geschichte gehört in ein anderes Kapitel. Und wenn das Gegenwärtige gleich zu kurz seyn sollte, je nun! so handelt es von den ersten Tagen nach der Hochzeit und darum sey es auch kurz, wie Flitterwochen der Neuvermählten.

Dreizehntes Kapitel.

Der Wiener Congreß. — Der christliche Wirth. — Judenhaß. — Trauriges Verhältniß. — Ausgezeichnete Juden. —

Es kann nicht meine Absicht seyn, die Festlichkeiten zu beschreiben, die Wien zu jener Zeit darbot. Man weiß, daß die mächtigsten Fürsten der Welt sich als Gäste dort befanden, und wie großartig der Kaiser von Oestreich den Wirth machte. Eben so außerordentlich als die Veranlassung, waren auch die Genüsse, eben so außerordentlich als diese, auch die Kosten, welche aufgewendet wurden. Es war eine Zeit des Jubels und der trunkenen Lust. Die Leute bildeten sich damals wirklich ein, die Welt von einem fürchterlichen Scheusal befreit zu haben, und sahen es nicht kommen, daß kaum zwanzig Jahre vergehen würden, und man ungescheut diesem damals anerkannten Scheusal den

Beinamen „des großen Mannes“ einstimmig zuerkennen würde. So wechselt die Zeit und wir mit ihr! —

Wir profitirten indeß von der allgemeinen Fröhlichkeit so gut wir konnten, und was war denn wohl auch für ein junges, liebendes Ehepaar Besseres zu thun? Ein großes Banquierhaus, mit dem ich seit vielen Jahren in bedeutender Geschäftsverbindung gestanden hatte, und das von unserer Reise nach Wien unterrichtet war, hatte uns aufgenommen, weil in den ersten Gasthöfen, um sich für längere Zeit bequem einzurichten, keine Gelegenheit vorhanden war. Dieses noch jetzt hochgeachtete Banquierhaus ist ein christliches. Ein schönes Beispiel milder Toleranz; ich glaube nicht, daß ein Frankfurter oder Hamburger Haus einem jüdischen Ehepaar den Aufenthalt selbst für theure Bezahlung gestattet haben würde. Hier geschah es aus Freundschaft! —

Einmal sagte mir der Sohn eines angesehenen christlichen Hauses in Hamburg, als ich mit ihm von einem reichen und zugleich anerkannt rechtlichen jüdischen Banquier sprach, der Einer der Er-

sten an der dortigen Börse war: „Ich habe gehört, daß er ein redlicher und gebildeter Mann seyn soll, aber wir kennen ihn nicht. Wer kommt wohl mit solch Einem in Berührung? Sie wissen ja wohl, daß er ein Jude ist.“

Er erzeigte mir, nach seiner Meinung die Ehre, mich nicht für einen Juden halten zu wollen, um mir desto sicherer die Insolenz in's Gesicht zu schleudern. Ich aber zögerte nicht, ihn über mein Glaubensbekenntniß aufzuklären, und überließ ihn einer Beschämung, die er vergebens hinter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Der Judenhaß herrscht allerdings noch in den meisten Ländern Europas, und wird wohl auch in den nächsten Jahrhunderten noch nicht gänzlich auszurotten seyn. In einigen Ländern, wie in Polen und Italien, ist er mit Verachtung gepaart, hin und wieder ist er sogar noch fanatisch, und könnte sich ganz ruhig in Judenblut baden, aber nirgend ist er so lächerlich als in Deutschland. Dieses Land besitzt gewiß die gebildetsten Juden, und die deutschen Christen müssen dieß auch gebührend anerkennen. An Neckereien fehlt es aber

nirgend. Hier müssen sie noch gleich wie im Mittelalter in einer stinkenden Straße wohnen, dort dürfen sie nicht das Casino besuchen, hier kommen sie nicht an die Börse, dort dürfen sie sogar nicht in gewissen Kaffeehäusern erscheinen. Und bricht irgend etwas aus, woraus ein Unglück entstehen könnte, oder einem Christen Verdruß erwachsen, gleich müssen die Juden heran, um das Sündengeld zu zahlen, und das Bad zu entgelten.

Ist man mit der Obrigkeit nicht zufrieden, und will man Excesse verüben, gleich heißt es: „O die verfluchten Juden!“ Und man wirft ihnen zur Gesellschaft die Fenster ein. Und liegt nicht in diesem Augenblick ein neuer Beweis dieser lächerlichen Wuth am Tage? Nachdem die christlichen Weltverbesserer allerlei experimentirt haben, und ihnen die politischen Flügel weidlich beschnitten worden sind, lassen sie ihren verbissenen Ingrimm an einem Häuflein armer Schriftsteller aus, die jugendlich unbesonnen gefehlt haben, und den Gerichten verfielen. Man kennt diese Schriftsteller Alle, man weiß ihre christlichen Taufnamen, nicht ein Einziger ist darunter, der Isaak, Moses, Isa-

schar oder Eleazar hieße; man kann jeden Augenblick die Taufscheine herbeiholen, um ihre christliche Geburt zu bestätigen, man weiß, daß ihre Eltern christliche Gewerbe trieben, daß sie Tuchscheerer, Gendarmen, Nachtwächter waren, daß kein Vater dieser Kinder: Geldwechsler, Pfandleiher, Kleidertrödler war, die entehrenden Beschäftigungen, wozu die Intoleranz der Christen die Juden noch fortwährend verdammt; aber dennoch sprudelt man Gift und Galle gegen Juden und Judenthum auch bei dieser Gelegenheit; diese nicht christlicher Liebe vollen Christen können und wollen sich diese schöne Gelegenheit nicht vorbei gehen lassen, ihre Herzen zu erleichtern.

Und wen meint man damit? Auf wen sind diese Lufthiebe gerichtet? Sie sprechen nur stets von den Bücher schreibenden Juden; die Rothschilde, die mit päbstlichen und katholischen Kreuzen decorirt wurden, lassen sie aus dem Spiele. Meinen sie etwa Rießer? dem Niemand eine verderbliche Richtung vorwerfen darf, und den alle Parteien bis jetzt den Edeln nennen müssen! Etwa Börne? der auch von seinen Feinden die Anerken-

nung erfährt, daß er nie unsittlich war, und nicht versucht hat, die deutsche Sittenreinheit durch gallisches Gift zu verderben. Saphir oder Oettinger? ich muß zu diesen greifen, da unsere Gallerie bald zu Ende ist; diese, die nichts als heitre Spaßmacher sind, die ihren Witz vor dem Volke auskramen, und sich für Beifall wie Schläge gleich dankbar zeigen. Nun bleibt Niemand als Heine — Heine, der sein Christenthum als das heiligste und von ihm verehrteste zu verschiedenen Malen schon proclamirte, und sich zum Theil selbst durch Verspottung von den Juden lossagte, der nie eine Synagoge betrat, nach seinem eigenen Geständnisse und einst den Satz aufstellte: „Der jüdische Glaube sey keine Religion, sondern ein Unglück;“ und dieser Heine soll und muß jetzt ein Jude seyn, trotz der eigenen Bekenntnisse über seine Erziehung und Gesinnung, blos weil er als Jude geboren ward. Und um dieses Einen willen, erzeigt man dem ganzen Häuflein jener Schriftsteller die Ehre, sie für Juden zu halten, oder den Juden vielmehr, sie an dieser ganzen ärgerlichen Geschichte Theil nehmen zu lassen. Ich kannte einst einen Bürger

der vereinigten Staaten, einen schöngewachsenen, wohlaussehenden Mann, den Niemand für einen Juden gehalten haben würde, so wenig trug sein Gesicht das altorientalische Gepräge; den fragte man an der Börse einer deutschen Handelsstadt um seinen Namen. Der ihn darum fragte, war ein Lump von einem Mäkler, der eben die Courtage notirte, die ihm der Amerikaner zu verdienen gab. Der Name klang nach dem alten Testamente, und der Mäkler fragte sogleich: „Nicht wahr, sie sind ein Jude?“ Da sah ihn der Amerikaner groß an, und erwiederte: „Welche Neugier heißt Sie mich deßhalb befragen? Bei mir zu Lande fragt kein Mensch darnach, und Jude und Christ sind Benennungen, die nur in der Tiefe des Gewissens Klang haben, im öffentlichen Verkehr aber nie vorkommen. Merken Sie sich das, wenn Sie mit mir ferner zu thun haben wollen, und suchen Sie vor allen Dingen von ihren dummen Vorurtheilen loszukommen.“ — Der Mäkler, der nach den Geschäften des reichen Amerikaners lüstern war, hatte genug an dieser Pille,

und ließ sich nicht wieder einfallen, darauf anzuspielen.

Und soll ich mir nun einen jungen Menschen denken, dessen Eltern in Prag oder Frankfurt in der Judengasse wohnen, und vom Kleinhandel leben. Er besucht die öffentliche Stadtschule, das Reich des Wissens ist ihm erschlossen, und er macht bedeutende Fortschritte darin. Die Stunden des Unterrichts sind seine seligsten, er fühlt sich froh und frei, er denkt in solchen Augenblicken auch ein Mensch gleich seinen Mitschülern zu seyn, geboren wie sie, um sich jedes erlaubten Genusses zu freuen, berufen wie sie zu Aemtern, seinen Mitmenschen zu nützen, und durch sie einst zu Ehren und Würden zu gelangen. Aber wie schrecklich ist sein Erwachen aus diesen schönen Träumen, wenn der Unterricht geendet ist, und er zu seinen Eltern nach Hause kehrt, die in Schmutz und Elend in den scheußlichen Höhlen leben, wohin ihre Mitbürger sie hingebannt haben, und wo auch er sein Leben zubringen muß. Armer Jüngling, und liebst Du Deine Geburtsstadt, oder willst Du Deine alten Eltern nicht verlassen, oder

Deinen Mitbürgern nützen, als Arzt oder Geschäftsmann von Einsicht, so mußt Du dort aushalten, wo Deine Geburt Dich verwies, und solltest Du auch darüber bittere Thränen vergießen Dein Leben lang. Kein Mensch erbarmt sich Deiner; verschlossen sind Dir die Kreise der Gebildeten; Du lebst ausgestoßen, verachtet und dem Spotte preisgegeben.

Ich weiß, daß einige gebildete Juden Prag verließen, weil sie die Schmach nicht ertragen konnten, in der Judenstraße wohnen zu müssen, und in neuester Zeit sind Familien von Hamburg weggezogen, wo sie zwar in jedem Stadttheile prächtige Wohnungen inne haben, um trotz der Judengasse, nach Frankfurt zu ziehen, wo sie nicht in's Casino dürfen. Aber in Hamburg muß ihnen auch gar zu übel mitgespielt worden seyn! — Es sey mir hier noch erlaubt, einige Namen anzuführen, die sich in neuester Zeit in Künsten und Wissenschaften auf die rühmlichste Weise auszeichneten, und dabei die Frage aufzuwerfen, ob es denn die Juden verdienen, daß man sie auf jede mögliche Weise verdächtige, als richteten sie überall

nur Schaden und Verderbniß an, sie mögen sich dem Schacher oder edlern Bestrebungen hingeben. Man erwäge die Anzahl dieser wahrhaft ausgezeichneten Männer bei dem kleinen Häuflein der weithin zerstreuten Israeliten, ohne eigentliches Vaterland, man bedenke, mit welchen Entbehrungen und Schwierigkeiten sie kämpften, bis sie ihren eminenten Standpunkt erreicht hatten: denn ein Jude muß, um anerkannt zu werden, das ist gewiß — doppelt so viel gute Eigenschaften besitzen, als in gleichen Verhältnissen ein Christ. Dieß wird Niemand in Abrede stellen können. Doch nun zu den Namen. Im Fache der bildenden Kunst: Bendemann, Lessing, Oppenheim, Veit. In der Musik: Meyerbeer, Mendelssohn-Bartholdy, Halevy, Moscheles, Herz, Hiller. Die Schauspieler: Jerrmann, Urban, Rott, Herzfeld, Carl, Nourrit, Braham. Die Gelehrten: Neander, Veit, Domprediger in Wien, Friedländer in Halle, Sachs, Rector der Universität in Königsberg. Ferner: Heine, Börne, Rießer, der jüngst verstorbene Ludwig Robert und seine Schwester, die allgemein verehrte Rahel. Daß ich hier nur

das Ausgezeichnetste anführte, bedarf keiner Erwähnung.

Ich wende mich nun wieder fort von diesen Betrachtungen, zu dem heitern Wiener Leben, wo schon vor zwanzig Jahren ein edler und gebildeter Christ so wohldenkend war, daß er keinen Anstand nahm, ein jüdisches Ehepaar in seinem pallastähnlichen Hause zu beherbergen, ohne die Besorgniß zu hegen, daß es dadurch verunreinigt werden könnte.

Seit der Verheirathung hatte ich mich bestrebt, meine Frau von den alten, orthodoxen Gebräuchen zurückzubringen, an denen sie in ihrem väterlichen Hause gewöhnt war. Es wurde mir nicht schwer. Da in ihrem Gemüthe wahre, innige Liebe zu mir herrschte, so konnte ich auf ihr innerstes Gemüths- und Seelenleben sehr leicht einwirken. Die strenge Befolgung der Vorschriften in Betreff der Nahrungsmittel, worüber fromme Juden unverbrüchlich wachen, war von uns längst bei Seite geschoben worden. Diese Gesetze, die im grauen Alterthum wohl nicht mehr und nicht minder, als weise Polizeiverordnungen waren, wie sie das heiße

Clima Aegyptens und der Wüste, und die damalige Lebensweise erheischten, wurden mit einem gewichtigen Nimbus umschleiert, und nach und nach zu Geboten erhoben, welche unmittelbar von der Gottheit ausgeströmt seyn sollten. Dieß leuchtete mir längst schon ein, obgleich das Andenken an die gespenstige Ohrfeige, deren sich meine Leser wohl erinnern werden, mich immer noch innerlich stark zu erregen vermochte. Meine Frau ward bald meiner Meinung, und dieß erlaubte uns von den freundlichen Einladungen häufig Gebrauch zu machen, womit uns unsere liebenswürdigen Wirthe beehrten. So lernten wir das anmuthige Gemälde einer gebildeten christlichen Familie zuerst kennen, und die Genüsse, die uns dadurch bereitet wurden, lassen sich nicht beschreiben. Nun sahen wir erst ein, was Erdenglück sey, und es konnte nicht ausbleiben, daß wir Parallelen mit Allem zogen, was sich uns bis jetzt als solches dargestellt hatte, und heftig davon ergriffen wurden.

Welch ein Leben hatten wir bis jetzt zu beobachten gehabt, und welch ein Leben selbst bis zu diesem Augenblicke geführt? Wir fühlten uns so

stark hingezogen zu den liebenswürdigen Menschen, und doch zugleich so beengt, daß wir nicht ganz so waren, wie sie, daß wir ernste Betrachtungen über unsere Lage anstellten, und mit einander zu Rathe gingen, wie dem wohl abzuhelfen seyn möchte.

Vierzehntes Kapitel.

Bekehrungsversuche. — Der getaufte Bruder. — Fortschritte. — Der Glaubensunterricht. — Die heilige Taufhandlung. —

Die Frau vom Hause, welche meine Frau sehr liebgewonnen hatte, war eine fromme, christliche Dame. Sie hing mit strenger Seele am katholischen Glauben, und schien es mit inniger Freude zu bemerken, daß meine arme Frau, die so wenig Trost in ihrem eigenen Glauben fand, sich sorgfältig nach allen Uebungen erkundigte, die der ihrige ihr auferlegte, und wodurch sie — wie sie sagte — eine wunderbar heilsame Stärkung erhielt. Sie belehrte meine Frau über die Kraft, die in der Anhörung der heiligen Messen liegt, über den magnetischen Einfluß, den der segnende Priester ausübt, über die selige Beruhigung, die auf abgehaltene Beichte folgt, und den Aufschwung

des Gemüthes nach genossenem Abendmahl. Meine Frau gestand es mir, daß sie mit einer Mischung von Furcht und Bewunderung diesen Schilderungen zuhorchte, und ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Ich mochte nicht abrathen, da ich einen seltsamen Zug nach diesen Mysterien auch mich ergreifen sah, und wenn ich noch Scheu fühlte, mich ihm gänzlich zu überlassen, so geschah es weniger, weil ich unsern alten Jehovah zürnend seine Blitze nach uns schleudern zu sehen fürchtete, sondern weil ich Rücksichten gegen meine frühern Verbindungen zu nehmen hatte, und endlich weil ein altes, vielleicht nicht mit Unrecht begründetes Vorurtheil, mir den getauften Juden in einem gehässigen Lichte zeigte. Von Jugend auf hatte ich diesem nur mit tiefster Verachtung begegnen sehen; kein Türke kann dem Giaur, kein Brahmin dem Paria tiefere Verachtung zollen, als der orthodoxe Jude dem Getauften. In unserer Familie hatte ich das lebendige Beispiel davon. Der jüngere Bruder meines Vaters ergriff schon vor langer Zeit, aus Liebe zu einem armen Mädchen, das Christenthum. Sie hatte ein Kind

von ihm, und wenn er sie nicht heirathete, so wurde sie von ihren Angehörigen verstoßen, und mußte der Schande preisgegeben leben. Mein Vater war reich, mein Oheim, jener jüngere Bruder, hatte studirt, und war mit seinem Ererbten nicht haushälterisch umgegangen. Als Arzt war er nicht glücklich; die Leute starben ihm unter den Händen. Jetzt kam die traurige Liebschaft dazu; er ließ sich taufen und heirathete. Es ging ihm anfänglich blos schlecht, dann aber immer elender, und zuletzt verzweifelt. Vor meinem Vater ließ er sich nicht mehr sehen. Endlich trieb ihn die Noth dazu.

Nie vergeß' ich den Tag, als ich ein kleiner Junge noch — mit einer Bitte vor meinen Vater hintrat, und ihn mit zornglühendem Gesichte am Fenster stehen sah, ohne auf mich zu hören. Plötzlich dreht er sich um und schreit: „Bist Du noch immer da? Nimm einen plötzlichen Tod ein *), vermaledeiter Schweinefresser! und verunreinige nicht länger die heilige Stätte meines from-

---

*) Ein furchtbarer jüdischer Fluch.

men Hauses!“ Jetzt erst erblickte ich am Ofen, im Winkel, die bleiche Gestalt meines armen Oheims, in einem dünnen Röckchen — es war Winter — und Hunger und Noth sahen ihm aus den Augen und Nähten. Er versuchte es, sich meinem Vater zu nähern, dieser aber ergriff sein spanisches Rohr, und da jener seinen Schritt zu rasch vorwärts wagte, so erhielt er einen Hieb von seinem Bruder über den knochendürren Arm, den er bettelnd nach ihm ausgestreckt hatte. Der Unglückliche sagte kein Wort, aber einen Blick kehrte er nach meinem Vater, den Niemand ertragen haben würde, dem nicht die Religion selbst das Herz dazu gestählt hätte. Ich mußte weinen, aber mein Vater riß mich an sich, und donnerte: „Hinaus!“ und sein hungernder Bruder schlich zur Thür hinaus, von Christen und Juden verstoßen, und seinem Elend überlassen.

Mein Vater aber ermahnte mich, und stellte mir den Onkel als warnendes Beispiel vor; wenn man die Religion seiner Väter verlasse und zu den Gojim überginge, so wäre man hier und dort verloren, sagte er.

Mein getaufter Onkel ist nachher bald gestorben; was aus seiner Frau geworden, weiß ich nicht; aller Wahrscheinlichkeit nach zog sie zu entfernten Verwandten; ihren Sohn traf ich zufällig auf einer Reise, in einem Provinzstädtchen als kleinen Beamten. Mein Name fiel ihm auf, und er fragte nach meinem Geburtsorte; dann sagte er mir, daß wir Verwandte seyen, und nannte mir seinen Vater. Er führte mich in sein Haus, wo ich eine hübsche, junge Frau und ein paar allerliebste Kinder fand. Hier war Alles reinlich, aber ärmlich und vollkommen christlich. Man sah es meinem Vetter nicht an, daß er in gerader Linie von Juden abstamme. Ich verließ ihn gerührt, und machte den armen Kleinen Geschenke.

Diese Ereignisse drängten sich nunmehr lebhaft vor mein Gedächtniß. Bis jetzt war mein Gefühl nur eines jener unbestimmten, welche die Seele mehr ängstigen, als beglücken, wenn man sich gleich gestehen muß, daß in ihnen der Saame zu großer Wohlfahrt liege. Ich konnte mich noch nicht zum Ankämpfen gegen etwas entschließen,

das noch gar nicht die Miene annahm, mich ernstlich zu erobern; bei meiner Frau war es derselbe Fall. Sie hatte mir noch nicht den Wunsch zu erkennen gegeben, den ihr Enthusiasmus wahrscheinlich schon in ihr erzeugt haben mußte, und ich fürchtete mich, sie darnach zu fragen.

Eine zufällige Bekanntschaft, die wir machten, gab unserm schwankenden Verhältnisse endlich die wünschenswertheste Bestimmung.

Unter den vielen würdigen Personen, welche das Haus besuchten, das uns so gastfreundlich aufgenommen hatte, befand sich ein junger Mann, von ausgezeichnetem Geiste, der sich der wohlthätigen und menschenfreundlichen Kunst der Thierarzneikunde widmete. Sey es durch eigenen Antrieb, sey es durch den wohlthätigen Einfluß unserer liebenswürdigen Wirthin, daß er sich uns näherte, genug, er stand bald mit uns im engvertrauten, freundschaftlichen Benehmen. Auch er war ein Jude, wie wir; auch er war zu jener Zeit von dem Wesen des Christenthums stark ergriffen, und riß sich los von den alten Satzungen und Traditionen, die ihm auf seiner jugend-

lichen Bahn bis dahin vorgeleuchtet, und für Wahrheit gegolten hatten.

Seinen Unterredungen verdanken wir Klarheit und Vertrauen, und so gelangten wir denn endlich zu dem Entschluß, in Wien zur katholischen Kirche überzutreten. Meine Frau schritt mir hier kühn voran, denn sie war es, die mir mit ihrem Vertrauen entgegen kam, ich muß aber auch erkennen, daß, obgleich meine Bildung von der ihrigen sehr verschieden war, und ich eine weit sorgfältigere Erziehung genossen hatte, ihr innerer Sinn sich ohne äußeres Hinzuthun schon längst vom Judaismus losgesagt hatte, das heißt, von jenem Judenthume, das zwar nur äußerlich sich kund gibt, jedoch aber von dem Kerne der jüdischen Religion Leben und Feuerstoff fortwährend empfängt. Sie war fremder in ihrer Umgebung gewesen als ich, obgleich ich lange schon die Uebungen nicht streng mehr verrichtete, wie sie vorgeschrieben waren, und obgleich meine Frau sie weniger gewissenhaft, als aus Gewohnheit beibehielt.

Unsere Taufe sollte in Wien vollzogen und ganz geheim gehalten werden. Wir wollten uns den

Zwang auflegen, so lange der Vater meiner Frau am Leben war, äußerlich für Juden zu gelten, um dem alten Manne den Jammer zu sparen, der ihn sicherlich ergriffen haben würde.

Wir schritten sogleich zur Ausführung unsers Vorhabens, und besuchten einen würdigen Geistlichen, der es übernahm, uns mit der Lehre der Christen bekannt zu machen. Um aufrichtig zu seyn, und das ist nun einmal mein unverbrüchlicher Grundsatz, indem ich diese Zeilen niederschreibe, muß ich bekennen, daß die ersten Stunden des Unterrichts mir entsetzlich langweilig vorkamen. Ich war Geschäftsmann, von lebhaftem Temperamente, und an Zerstreuungen und lebendigen Verkehr, an Handel und Wandel gewöhnt, und sollte nun, wie ein Knabe in der Schule, Trockenes, Geschichtliches, das ich größtentheils schon wußte, in einem einförmigen Tone mir vorpredigen lassen, worüber ich durch reifliches Nachdenken längst zu einem Resultat gekommen war. Es schien mir, als ob der Geistliche, der — nochmals sey es gesagt — in jedem Anbetracht der Würdigsten einer war, seinen Vortrag für diesen

Zweck anders hätte einrichten sollen; er konnte für die kleinen Jungen und Mädchen, welche die sogenannte Kinderlehre besuchen, nicht anders seyn. Auch hätte er schon uns Beide, mich und meine Frau, nicht in derselben Stunde abfertigen sollen, denn für meine Frau schien sein Vortrag viel passender zu seyn; sie hörte ihm aufmerksam und mit wirklicher Erbauung zu, während ich gähnte, sie konnte nicht genug bekommen, indeſſen ich alle Augenblicke nach der Uhr sah, ob denn die Stunde nicht um sey.

Diese Erscheinung ist dadurch leicht erklärbar, daß meine Frau eine größere Sehnsucht hatte, Christin zu werden, und mit einer reizbarern Phantasie begabt, es schon wirklich zu seyn wähnte, wenn sie nur neben dem Geistlichen sitzen konnte, um seinen Worten zu horchen. Ich war nicht im Stande, so sehnlich auch ich die Taufe erwartete, es in dieser höchst angemessenen Selbsttäuschung so weit zu bringen.

Endlich war der Unterricht geendigt. Wenn meine Aufmerksamkeit auch nicht ganz auf die Vorträge unsers Religionslehrers gerichtet gewesen

war, so war mein Bekenntniß dennoch treu und gewissenhaft; ich nahm mir fest vor, alle Tugenden zu üben, die dem Christen inwohnen sollen, und folglich Christ zu seyn, mit aller Kraft des Gemüths und der Seele. Auch freuete ich mich innig, endlich einmal durch würdige, äußere Kennzeichen, eine reine und stille Gottesverehrung an den Tag legen zu können, und der Erbauung in den Kirchen theilhaftig zu werden, da ich bis dahin mich selbst, durch eine seit früher Jugend entstandene Idiosyncrasie, von aller kirchlichen Gemeinschaft mit meinen Glaubensgenossen entfernt halten mußte. Endlich gedachte ich mit wahrer Rührung der Wohlthaten, die ich für die bürgerliche Existenz meiner zu hoffenden Nachkommenschaft, durch meinen Uebertritt zum Christenthum errang, und durch Alles dieses fühlte ich mich wahrhaft beglückt. Eine äußerst wohlthätige Stimmung war hiebei in mir hervorgerufen, die mich mit Erhebung der heiligen Taufhandlung entgegen schreiten ließ.

Der Morgen erschien, an dem sie vorgenommen werden sollte. Unsere liebevolle Freundin ließ die

Hauskapelle schmücken, sie und die andern erbetenen Zeugen stellten sich eben so festlich geschmückt ein. Von Zuschauern, die sich in jeder öffentlichen Kirche eingestellt haben würden, durfte hier, zu unserer großen Beruhigung, nicht die Rede seyn. Ich und meine Frau traten mit hochklopfendem Herzen, neu gekleidet in den heiligen Raum, denn ich wollte den Sprachgebrauch: „Er hat einen neuen Menschen angezogen,“ bis in's Kleinste rechtfertigen. Nach einer kurzen Anrede und einigen Fragen, die an uns gerichtet wurden, knieten wir an dem Taufbecken nieder, und wie der Priester das geweihte Wasser schöpfte, und es auf meinen Scheitel niederträufeln ließ, da durchschauerte mich eine geheimnißvolle Macht, ich fühlte, daß ein anderer Mensch aus mir wurde; ich blickte auf mein Weib, und sah, wie sie bitterlich weinte, und da traten auch mir Thränen aus den Augen, deren ich mich in diesem Momente wahrlich nicht zu schämen hatte.

Hinter mir der Talmud und seine eben so schwerfälligen als spitzfindigen Ausleger, weit weg von mir der Schmutz und die Pein des jüdischen

Lebens, liebevoll aufgenommen in die Gemeinde der Christen, so dachte ich, selbst Christ; diese Gedanken durchkreuzten sich schnell in meinem Kopfe. Ich war glücklich und wurde von den besten Vorsätzen beseelt; ich wollte ein guter Mensch, ein guter Christ seyn, dies gelobte ich Gott an jener geheiligten Stätte.

Meine weinende Frau erhob sich nun, und sank ihrer theilnehmenden Freundin in die Arme; dann verließen wir schnell die Kapelle, nachdem wir dem Geistlichen unsern Dank gerührt ausgesprochen hatten, kleideten uns um, und flogen in den bereitstehenden Wagen, um allein eine Fahrt auf's Land zu machen.

Es war ein seliger Tag, den frohe Blicke bis in die fernste Zukunft erhellten.

Fünfzehntes Kapitel.

Gefühle und Vorsätze der neuen Christen. — Sabbathgebräuche. — Jugendfehltritt. — Der verlorne Sohn und die verlorne Mutter. —

Die Aufnahme, die wir nach diesem Acte in dem Hause unserer Freunde fanden, hatte noch an Herzlichkeit gewonnen. Die würdige Frau betrachtete es als ein besonderes Heil, das ihr widerfahren sey, und sie durfte sich mit vollem Rechte einen großen Theil der Ursache an diesem Ereignisse beimessen, dessen Verdienstlichkeit ihr allein zuzuschreiben war. Denn ihrer Unterhaltung war es hauptsächlich gelungen, den unbestimmten Willen in uns zum festen Entschluß zu treiben.

Der Unterricht und die Vorbereitungen zur Taufe hatten uns aber von den geräuschvollen Vergnügungen abgezogen, die noch immer Wien durch-

rauschten. Jetzt, da wir an die baldige Heimkehr denken mußten, wollten wir noch schnell mitnehmen, was sich uns so leicht darbot, und wandten uns daher mit voller Seele den Festen zu und dem freudigen Gefühle, sie ganz mitgenießen zu können, das sich unser stets dann bemeistert, wenn wir etwas Wichtiges beseitigt haben und wieder frei von der Brust athmen. Dies konnten wir jetzt, denn Alles, was uns gedrückt hatte, war ja nun beseitigt.

Noch acht Tage setzten wir uns vor, in ruhiger Beschauung hinzubringen; es war die Zeit, die zwischen der Taufhandlung und dem ersten Abendmahle lag; dann wollten wir uns den Einladungen überlassen, welche sich in ununterbrochener Kette folgten. Es schien uns, als wenn wir jetzt in den meisten Zirkeln lieber gesehen würden und mehr Achtung genößen, obgleich von unserm Uebertritt nichts verlautet hatte. Ich mag nicht daran glauben, daß unsere Wirthin in der Freude ihres Herzens den Bann gebrochen, der ihre Zunge fesseln sollte, sondern ich überlasse mich lieber dem Gedanken, daß es unser eigenes Gefühl war, mit

größerm Rechte jenen Gesellschaften anzugehören, was uns die Täuschung schuf. Ich war nunmehr Christ unter Christen; gemeinsame Interessen knüpften uns aneinander; ich war nicht mehr der Fremdling, der sich in die edlere Kaste einschwärzte, und der nur geduldet wurde, so lange man seinen Ursprung ignoriren wollte. Dies erhebende Gefühl erfüllte mich mit einem edeln Stolze, den ich zuvor nie empfunden, ich war so von dem Werthe dieser Metamorphose durchdrungen, daß ich mit mir in großem Ernste zu Rathe ging und mir meine kommende Lebensweise überdachte. Was meinen Stand betraf, so nahm ich mir vor, in Zukunft nur christliche Geschäfte zu unternehmen, und alle Lieferungen, Leihgeschäfte, Geldwechsel für immer aus meinem Comptoir zu verbannen. Ich wollte nicht mehr mit ängstlicher Hast dem Gewinne nachjagen, sondern mit Ruhe und Ueberlegung mein Geld umsetzen, und vor allen Dingen die Blicke auf meine häuslichen Angelegenheiten richten, mein Familienleben cultiviren, und eine heilige Sorgfalt auf die Erziehung meiner Kinder lenken, die mir der Himmel schenken würde. Zu einem Erstgebor-

nen war bereits die Hoffnung vorhanden, welche mich mit süßer Freude erfüllte.

Ich hatte, wie ich schon anfänglich gemeldet, einen Sohn. Ein armes Christenmädchen, das in dem Hause meines Vaters alle Freitage seinen Dienst antrat und ihn Sonnabend mit Sonnenuntergang beendigt hatte, war die Mutter desselben. Das Gebot erheischt nehmlich, daß, sobald am Freitage die Sonne sich zum Untergange neigt, eine feierliche Sabbathruhe sich in dem Hause des Juden verbreite. Der Lärm schweigt, das Geschäft des Tages verstummt. Die Speisen für die vier und zwanzigstündige Dauer des Sabbaths werden in heiße Asche gestellt, in wohlverschlossenen Töpfen und Pfannen, und bleiben sich selbst überlassen, bis man sie zum Genusse herausholt. Eine kleine siebenarmige Lampe wird angezündet und alle Kerzen müssen von einem Christen geputzt werden, weil der Jude sich am Tage der Ruhe deshalb nicht in Bewegung setzen mag. Haare, Bart und Nägel dürfen an diesem Tage nicht geschnitten werden; und wenn der schlechteste Schuldner einem Juden am Sabbath seine Schuld baar entrichten

wollte, so würde sie dieser nicht annehmen, denn es ist ihm verboten, Geld anzufassen. Uebrigens wird der Sabbath größtentheils auch in vollkommenster äußerer Ruhe und Gemächlichkeit, größtentheils liegend oder sitzend zugebracht. Selbst zu den unentbehrlichsten Diensten im Hauswesen geben sich die jüdischen Domestiken am Sabbath nicht her, und kein frommer Jude würde auch nur die Sünde begehen, sie dazu aufzufordern. Deshalb werden eben arme Christen für diese vier und zwanzig Stunden gemiethet, die dasjenige zu versehen haben, was unentbehrlich ist, wie z. B.: das Putzen der Kerzen, das Einheitzen im Winter, das Tischdecken, das Herbeiholen gewisser Dinge u. s. w.

Ich war kaum in die Jünglingsjahre getreten, als das stille Wesen eines Christenmädchens, welches der Sitte gemäß diese Function bei uns übte, mich auf ungewöhnliche Weise anzog. Ohne schön zu seyn, gefiel sie mir doch in ihrer Eigenthümlichkeit, die gegen unser streng-jüdisches Haus bedeutend abstach. Die Arme hatte durch meinen Leichtsinn viel zu leiden! Ich verfolgte sie lange

mit meinen stürmischen Begierden, ehe sie sich mir ergab, und als sie die Folgen nicht mehr den Blicken entziehen konnte, verlor sie ihren kleinen Verdienst in unserm Hause. Man nannte sie eine liederliche Person. Sie weinte und ging. Einige Zeit darauf meldete sie mir schriftlich die Geburt meines Sohnes und bat mich um seinetwillen, sie nicht ganz zu verlassen. Aber was konnte ich für sie thun? Mein Taschengeld war so beschränkt; und wenn ich es ihr ganz gegeben haben würde, so hätte ihr daraus keine Hilfe erwachsen können. Ich mußte sie sich selbst — ihrem ganzen Elende überlassen.

Erst nach dem Tode meines Vaters, der zu ihrem Glücke bald darauf erfolgte, war ich im Stande, mich des unglücklichen Mädchens anzunehmen. Ich wollte ihr eine Summe aussetzen, wovon sie leben konnte, und meinen Sohn, dessen Alter bereits eine sorgfältigere Erziehung erheischte, als sie ihm seine Mutter ertheilen konnte, von ihr fortnehmen, um ihn den Händen eines würdigen Geistlichen zu übergeben, der auf dem Lande, einige

Meilen von meinem Wohnorte, eine Erziehungsanstalt besaß.

Jetzt schien mir der Augenblick gekommen, mich meiner Vaterpflicht ihrem ganzen Umfange nach zu entledigen. Aber weder die Mutter, noch den Knaben konnte ich ausfindig machen, und ich überließ mich dem Gedanken, daß sie gestorben seyen. So wenig Tröstliches auch darin lag, so ward ich doch dadurch für den Augenblick beruhigt. Jetzt aber nach der Taufe erwachte auf's neue der Gedanke an meinen Sohn, von dessen Daseyn ich Gewißheit erhalten wollte. Mein Entschluß war gefaßt; ich wollte ihn in's Haus nehmen und ihn als meinen Sohn anerkennen, damit er einst mit meinen Kindern gleiche Rechte genöße. Ich theilte dies meiner Frau mit und erwartete in ihrer jetzigen Stimmung nur eine freundschaftliche Zusage. Die Religion war nun kein Anstoß mehr; er war mein Sohn und ich durfte mich seinen Vater nennen. Es war nichts mehr zwischen uns, was dem Einen oder dem Andern zum Nachtheil hätte gereichen können. Meine Frau willigte ein, doch verbarg sie mir nicht, daß etwas so Unnatürliches

in dem bisherigen Verhältnisse gelegen habe, das sie nicht so leicht beseitigt zu sehen hoffen dürfe, und von dem uns manche Widerwärtigkeit entstehen könnte.

Sie führte an, daß sie einst in ihrer Heimath von einem ähnlichen Fall erzählen gehört habe, wo der Sohn seinen Vater „Jud" geschimpft und mißhandelt, und endlich dazu beigetragen, seine nicht ganz rechtliche Handlungsweise den Gerichten aufzudecken, und ihn auf solche Weise unglücklich zu machen. Ich bemerkte ihr lächelnd, daß Alles dies nicht hier zu befürchten sey. Meine Handlungsweise sey stets redlich; was der Sohn in dem Hause seines Vaters sehen würde, könnte vor keinem Gerichte der Welt der Strafe verfallen, und endlich sey ich ja kein Jude mehr, und folglich könnte selbst in dem verderbtesten Jungen die Lust nicht erwachen, mich so zu heißen.

Auch sie lächelte nun und gab mir Recht; ihre Einwilligung hatte sie mir im ersten Augenblicke ertheilt; denn stets war mein Wille auch der Wille dieses engelgleichen Weibes. Ich nahm mir vor, sogleich nach meiner Rückkehr in die Heimath mei-

nen Sohn auszukundschaften, um ihn anständig erziehen zu lassen. Ich freute mich in Gedanken auf seine Ueberraschung; ich dachte mir seine Freude, wenn er nun in dem Hause eines reichen Vaters aufgenommen, ein ganz neues Leben beginnen sollte.

Ich nahm mir vor, ihm zu sagen, daß seine Mutter meine erste, mir heimlich angetraute Frau gewesen und bereits gestorben, und daß er meiner jetzigen Frau, als seiner Stiefmutter, die gebührende Achtung und Liebe nicht versagen möchte.

Ich dachte mir das Alles so schön, so natürlich, aber ich muß nun eingestehen, daß ich mich bitter täuschte.

Sechszehntes Kapitel.

Wiener Diners. — Wiener Soirées spirituelles. — Der Brief des Disponenten. — Der Salzlieferant auf Tod und Leben angeklagt. — Schreckliche Lage. — Die Berührung in St. Stephan. —

Nachdem wir so das Ziel erreicht hatten, das uns während der letzten Zeit ganz und gar in Anspruch genommen hatte, und uns nun mit gewohnter Vorliebe wieder den geselligen Genüssen zuwandten, konnte es bei meinen weitläuftigen Geschäfsverbindungen nicht fehlen, daß auch jüdische Banquierhäuser in den Kreis unserer neuen Bekanntschaften gezogen werden mußten.

Eines, welches damals mit zu den Ersten in Wien gezählt wurde, zeichnete sich besonders durch guten Ton und eine anständige Freiheit aus. Wir wohnten einem festlichen Diner in Schönbrunn bei, woselbst der schon bejahrte Chef des Hauses eine

geschmackvolle Besitzung hatte, und wo selbst vornehme Diplomaten zugegen waren. Das bescheidene Wesen und die glückliche Naivität meiner jungen, schönen Frau fielen allgemein auf, und sie wurde so sehr der Gegenstand einer zudringlichen Verehrung, daß selbst ihre Unbefangenheit, die gleich weit entfernt von Prüderie, wie von Koketterie war, sie nicht gänzlich von Verlegenheit zu schützen vermochte. Ich merkte bald, daß das hier zur Sitte gehöre, und ließ es mir um so mehr gefallen, als dadurch auf natürliche Weise meinem Geschmack gehuldigt wurde, der sich eine so liebenswürdige Frau auserwählt hatte. Neben diesem freien Wesen bei Damen, welches allgemein ziemlich auffallend herrschte, bemerkte ich eine mir bis jetzt noch nicht vorgekommene Völlerei im Essen und Trinken. Es ist unglaublich, welch ungeheure Masse von Schüsseln und Flaschen bei jenem festlichen, halb diplomatischen Diner in Schönbrunn zum Vorschein kamen. Ein Lordmayor-Schmaus hat nicht mehr aufzuweisen. Mir schien es immer unhöflich, wenn man geistreiche Menschen auf eine so grob sinnliche Weise bewirthet, und sie dann

noch damit hoch zu ehren denkt. Hier waren Mittel jeder Art vorhanden, um etwas Besseres, Geistigeres den Gästen zu geben, die es auch wirklich werth waren. Der reiche Banquier, welcher den Wirth machte, hätte die besten Musiker und sonstigen Künstler einladen können und statt einiger Schüsseln mit Fasanen, Schnepfen, Dammhirschen und Steinbutten, die Böhmen, Ungarn und Triest hatten herliefern müssen, wären einige Konzertpiecen viel dankbarer aufgenommen worden.

Die Tochter dieses Hauses, gleichfalls an einen großen Banquier verheirathet, galt für eine der geistreichsten Frauen in Wien, und die Art, wie sie uns in ihrem Hause in der Stadt aufnahm, zeugte auch dafür. Hier war ein Verein von gebildeten und feinen Leuten, die nicht blos zur Geld- oder Adel-Aristokratie gehörten; und wenn auch hier nicht über Mangel geklagt werden konnte, sondern Speisen und Getränke im gesättigten Ueberfluß vorhanden waren, so fehlte es jedoch auch nicht an andern Dingen, die der freie Umschwung der Ideen in einem Kreise ausgezeichneter Menschen erzeugt. Hier thronte der ächte Witz und sprühete

in muthwillig heitern Garben. Alles, was in Wien sich in Kunst und Literatur auf rühmliche Weise auszeichnete, war zugegen und bewegte sich ungezwungen, des innern Talentreichthums sich bewußt, neben den Ministern und Banquiers, die hier allen unerlaubten Stolz bei Seite legten und nur darnach strebten, sich den Andern ebenbürtig an Geist zu zeigen, und liebenswürdig zu erscheinen.

Es herrschte in den Kreisen dieser Juden ein Benehmen, das himmelweit von dem abstach, wie ich es in meiner Heimath zu sehen gewohnt war. Auch schien mir jeder schroffe Unterschied zwischen beiden Glaubenspartheien zu verschwinden, wie dies denn auch bei solcher Beschaffenheit der gesellschaftlichen Beziehungen nicht anders zu denken war. Es drängte sich mir unwillkührlich die Bemerkung auf, daß der Juden- und Christenhaß, denn es ist nicht wegzuläugnen, daß er bei beiden Religionsgenossen gleich groß ist, nur durch äußere Umstände seine Nahrung empfängt, und daß er nothwendig ersticken muß, wo diese wegfallen. Eben so wenig läßt es sich aber bezweifeln, daß der große Zwiespalt von einer bedeutenden Anzahl

beider Partheien nicht weggewünscht werde, indem sie zu sehr von fanatischem Eifer beseelt sind, und durch eine geebnetere Annäherung für die Reinheit ihrer Ansichten und Meinungen befürchten zu müssen glauben. Die Wenigsten von denen selbst, die für eine Gleichstellung der Juden mit den Christen in bürgerlicher Hinsicht ihre Stimmen erheben, wollen eine Ausgleichung der geselligen Verhältnisse Beider, und dies ist es doch nur allein, was — wenn es als Bedürfniß erkannt und sonach aus vollem Herzen gewollt wird — den bedenklich scheinenden Prozeß auf völlig angemessene Weise unmerklich zu vermitteln im Stande ist.

Wir befanden uns in dieser Umgebung in einer seltenen Behaglichkeit und suchten uns von dem, was wir hier für das Leben lernten, so sehr zu durchdringen, um es bei unserer Nachhausekunft auf nützliche Weise anzuwenden, daß wir die Stunde der Trennung von so vielen und geliebten Freunden und Bekannten immer weiter hinausschoben, um unsere eben so nützlichen als angenehmen Studien gehörig zu vervollständigen.

Da erhielt ich eines Morgens mit meinen Brie-

fen ein Schreiben meines Disponenten, welches ich in seiner ganzen mercantilisch-laconischen Weise hier mittheile, damit man um so leichter von dem Eindrucke urtheilen könne, den es auf mich hervorbrachte. Es lautete:

. . . . 1814.

„Ich habe die Ehre, Ihnen mit diesem einen Vorfall mitzutheilen, welcher sich gestern hier zugetragen, und an der Börse sowohl, wie in unserm Hause eine gleichbedeutende Sensation hervorbrachte. Ihr Herr Schwiegervater wurde nehmlich plötzlich verhaftet; wie man sagt in Folge des bewußten Lieferungsgeschäftes. Man spricht von Kriminaluntersuchung; von Festung, ja selbst — doch erschrecken Sie nicht — von Erschießen. Der Himmel wird es wohl noch zum Guten lenken; die Menschen übertreiben gern. Im Uebrigen bin ich froh, daß Sie sich damals zu rechter Zeit aus dem Handel gezogen haben. Alle Papiere, die uns compromittiren könnten, sind glücklicherweise in unsern Händen.

Ich habe die Ehre, mit Hochachtung zu seyn,

Ihr ergebener

* * *."

Dieser Brief erschütterte mich so sehr, daß ich sogleich, ein Geschäft vorschützend, allein ausfuhr, um mich nicht mit meinem Gesichte, dem die Spuren dieser Nachricht tief aufgedrückt waren, vor meiner Frau sehen lassen zu dürfen.

Ich las den Brief wieder und wieder; die trockene, kalte Meldung blieb dieselbe. Die Dienstwilligkeit meines Disponenten, mir so schnell als möglich, gleich nach der Börse, diese peinigende Nachricht wie eine simple Coursveränderung mitzutheilen, verwünschte ich von ganzem Herzen. Hätte er nicht warten können, bis sich die Anklage herausgestellt hätte, um mir dann etwas Gewisseres mitzutheilen, das immer tröstlicher gewesen wäre, selbst wenn es die unvermeidliche Gefahr verkündet haben würde? Ich quälte mich mit dem Gedanken, wie ich meiner Frau die Nachricht überbringen sollte? Sie befand sich im Zustande der Hoffnung, und durch Alles, was sie bisher umgab, keineswegs in der Verfassung, so Entsetzliches ohne gewaltsame Zerstörung ihres Innern aufzunehmen. Ich dachte darüber nach, was wohl die Ursache so strenger Maaßregeln gegen meinen

Schwiegervater seyn könnte. Allein hier scheiterten selbst die besonnensten Muthmaßungen und Combinationen. Ein Lügner, wie er, vermochte sich in der ehrlichsten Angelegenheit von der Welt zu verdächtigen und um den Hals zu schwatzen. Endlich erwog ich auch, welch' ein Nachtheil mir durch diesen Fall an der Börse entspringen könne. Denn Mensch ist man doch vor Allem, und als solcher hängt man an Credit, Ehre, Namen, und kann nicht gleichgültig zusehen, daß Alles dies, lauter und unberührt vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Fehltritt eines Dritten wie Spreu im Winde zerstiebe! Statt mich während des Fahrens zu beruhigen, wuchs meine Unruhe bedeutend. Ich beschloß jedoch vorerst, einen zweiten Brief abzuwarten, ehe ich meiner Frau eine Mittheilung machte und sagte ihr bei meiner Nachhausekunft, daß ich mich nicht wohl befände. Und wirklich glühte mein Kopf so, daß der herbeigerufene Arzt ein Fieber für die Nacht prophezeite und seine Verordnungen darnach ertheilte. Meine Frau war schon hierüber untröstlich und ich hatte alle Mühe, ihre Besorgnisse zu zerstreuen; der Gedanke, welchen

Eindruck erst die wahre Ursache meines Uebelbefindens auf sie machen würde, steigerte noch meine Wallung.

Endlich kam der sehnlich erwartete zweite Brief über diesen Vorfall von meinem Disponenten. Er war ausführlicher, weil man die nähern Umstände nunmehr schon wußte. Die Anklage war erhoben. Mein Schwiegervater saß wirklich auf den Tod angeklagt, weil er dem Feinde Lebensmittel geliefert haben sollte. Nun langten auch Briefe für meine Frau von ihren Geschwistern an und ich glaubte mich nicht berechtigt, sie ihr vorzuenthalten; doch wollte ich sie erst zu ihrem Empfange vorbereiten.

Ich unternehme es nicht, die Scene zu schildern, die ich jetzt nothgedrungen herbeiführen mußte; mein Bestreben würde zwecklos seyn; ich fühle in mir nicht die Kraft, darin mit einem Roman- oder Novellendichter wetteifern zu können, und überlasse es daher meinen Lesern, diese Stelle meiner Memoiren durch ihre eigene Phantasie zu ergänzen. Der Schmerz meiner Frau machte auch mich gränzenlos elend. Was mir mein Disponent bereits

geschrieben hatte, fand sich in den Briefen ihrer Verwandten nach der ganzen, fürchterlichen Ausdehnung bestätigt. Ihr alter Vater war der Landesverrätherei beschuldigt: dem Feinde Lebensmittel zugeführt zu haben. Seiner Aussage nach verhielt sich jedoch die Sache so, daß ein entschuldigendes Licht auf seine Handlungsweise fiel. Seine Vorräthe, die ursprünglich zur Verpflegung unserer Truppen angekauft worden waren, wie er gehörig documentiren konnte, befanden sich plötzlich durch die Wechsel des Kriegsglücks, woran er wie natürlich ganz unschuldig war, in einem vom Feinde occupirten Lande. Er selbst war bei seinen Vorräthen und dachte daran, aus einem beim Geschäftsmanne leicht zu entschuldigenden Grunde, dieselben zu retten, weil der Verlust sein Vermögen bei weitem überstiegen hätte und ihn rettungslos in das Verderben gestürzt haben würde.

So geschah es nun, daß er sich bemühte, seine Vorräthe an ein anderes Haus unter der Hand zu übertragen, um seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, mittlerweile aber waren sie ausgekundschaftet und als feindliches Eigenthum requirirt

worden. Nun hatten freilich den Weitzen die Soldaten und den Hafer die Pferde der feindlichen Armee aufgezehrt, aber nicht durch seine Schuld, wenn gleich er es war, der alle Kosten dabei getragen hatte. Man konnte ihn doch füglich nicht für einen so wahnsinnig fanatischen Landesverräther halten, der mit ungeheuern Kosten, selbst mit der Aufopferung seines ganzen Vermögens, dem Feinde einen solchen Vorschub geleistet haben würde? Von der Wahrheit dieser Angabe zeugte übrigens auch, daß seine Umstände nach dem Frieden wirklich zerrüttet erschienen sind, daß er nur mit genauer Noth seinen Credit zusammenhielt und blos noch mit dem Gelde seiner Freunde vorsichtig operirte. Selbst die ausbedungene Mitgabe seiner Tochter sey er nicht auszuzahlen im Stande gewesen, gab er den Richtern an, wie ich solches selbst der Wahrheit gemäß bezeugen mußte.

Zu dem Allen kam nun noch hinzu, daß jetzt der Krieg beendigt und zwar glorreich beendigt war, und man daher nicht eben Ursache hatte, diesen Fall im allerstrengsten Sinne zu nehmen, sondern

eher den Schein gelten zu lassen, den die Entschuldigung des Mannes so wahrscheinlich machte.

Allein so wurde diese Sache nicht angesehen. Mein Schwiegervater hatte sich zu viele und zum Theil mächtige Feinde gemacht, wozu sein thörichtes Benehmen nicht wenig beigetragen hatte. Man schien — ganz gegen die allgemein in Ausübung gebrachte Milde — mit ihm auf das Strengste, nach dem Buchstaben des Gesetzes verfahren zu wollen. Ein dritter Brief, der bald folgte, sprach deutlicher von der Gefahr, die über dem Alten schwebte. Es hieß, daß er nächstens zum Erschießen verurtheilt werden sollte.

In einem schwachen Gemüthe würde der Religionswechsel nun eher Zweifel als Beruhigung erweckt haben. Meine Frau jedoch war von der Kraft ihres neuen Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Inbrunst zu Gott und ihrem Erlöser flehte, und um Erleuchtung von Oben bat, wohin sie ihre Schritte hienieden zu lenken hätte. Die Nachrichten hatten sich so schnell gefolgt, daß nur vier und zwanzig Stunden dazwischen lagen und der dritte Brief war so eben in meine Hände gelangt,

als meine Frau mit vor Freude glänzendem Blicke zu mir kam. Sie hatte die Messe in der St. Stephanskirche gehört und abermals brünstig gebetet, als eine Berührung sie aus ihrer Andacht aufschreckte. Sie blickte auf und sah unsern Landesherrn, der mit einigen Andern durch die Kirche ging und sie zufällig mit dem Stocke, den er in der Hand trug, berührt hatte. Er neigte sich freundlich und bat sie um Verzeihung, daß er auf so unbescheidene Weise ihr Gebet unterbrochen. Sie schlug statt aller Antwort die Augen demüthig nieder, aber in ihrem Innern flammte es, daß dieses ein Wink des Himmels sey. Ihr Gefühl befand sich in solch' gereiztem Zustande, daß es ihr leicht ward, an Wunder zu glauben.

Sie beschloß, am andern Tage einen Fußfall bei dem Monarchen zu wagen und um die Lossprechung ihres Vaters zu flehen, und da es leicht war zu damaliger Zeit, bei den in Wien versammelten Fürsten Audienz zu erhalten, so hatte ich die Freude, meiner Frau noch an demselben Abende die Stunde bezeichnen zu können, die ihr zu der ihrigen anberaumt worden war.

Siebzehntes Kapitel.

Der gerechte Fürst. — Die Audienz. — Edler Sinn und Vorurtheil.

In tiefe Trauer gekleidet, machte sich meine Frau auf den Weg zu dem Monarchen. Er empfing sie huldreich, und erinnerte sich sogleich an den Vorfall in der Stephanskirche. Sie brachte gerührt ihr Anliegen vor, und suchte ihren alten Vater von der besten Seite darzustellen, und seine Handlungsweise so gut als möglich zu entschuldigen.

Der Fürst wurde ernst. Vorschub dem Feinde leisten, der mit gewaffneter Hand in das Land fällt, um es unglücklich zu machen, ist wohl zu allen Zeiten ein strafwürdiges Beginnen; mehr aber noch war es ein solches in diesem Falle. Der Feind hatte zu hart unser Land bedrückt, zu schnöde

unsers Fürsten gespottet, die Anstalten, ihn zu überwinden, waren mit zu großem Enthusiasmus ergriffen worden, das „edelste Herzblut des Landes war geflossen,“ wie man sich damals gern auszudrücken pflegte; derjenige also, der aus Bosheit, oder gemeiner Gewinnsucht Treulosigkeit übte, um damit alle jene Anstrengungen der Edelsten und Besten zu Nichte zu machen, mußte der härtesten Strafe verfallen, und sein Gedächtniß für ewige Zeiten in den Annalen des Vaterlandes gebrandmarkt werden. Der vorliegende Fall verdiente daher strenge Untersuchung, genaue Erwägung; es handelte sich nicht darum, einer schönen, in Thränen zerfließenden Frau, eine Galanterie zu erzeigen; es war ein großer Act der Gerechtigkeit, den die Gnade des Fürsten aufhalten sollte. Er war geneigt dazu, das versicherte er meiner Frau, wenn sich mildernde Umstände für die Handlungsweise ihres Vaters wirklich auffinden lassen würden; so entließ er die Arme mit einem Schimmer von Hoffnung. Sie glaubte, die Begnadigung in der Hand, von dem Fürsten zu mir zurückkehren zu können, sich in den Wagen zu wer-

fen, und nach Hause zu fliegen. Statt dessen, brachte sie das Versprechen unsers Landesherrn, sogleich die betreffende Stelle beordern zu lassen, ihm selbst Abschrift der Acten auf das Schnellste einzusenden, und bis seine Resolution erfolgt wäre, jeden weitern Schritt in der Sache zu unterlassen.

Man konnte von der Gerechtigkeit unsers Monarchen eigentlich nichts anders erwarten, auch hatte ich in der That meine Hoffnung nicht höher gespannt. Ich theilte dieß meiner Frau mit, und machte sie darauf aufmerksam, daß durch diese Maßregel ihr Vater seinen kleinlichen Feinden entrückt werde, und daß sich von einer genauen, unparteiischen Untersuchung seiner Angelegenheit vor der höchsten Behörde, nur das Beste erwarten ließe.

Obgleich ich durch diese Ermunterung meine leidende Frau aufrichten wollte, war mein Herz doch nicht so ganz ruhig dabei. Ich hielt die Sache meines Schwiegervaters. nemlich nicht für so rein, wie sie meine Frau, von kindlicher Liebe getrieben, dem Fürsten vorgestellt hatte, und besorgte daher, von der strengen Gerechtigkeit des-

selben keine Milderung oder gänzliche Begnadigung, die doch nur allein im Stande gewesen wäre, uns vollkommen zufrieden zu stellen.

In der bangsten Erwartung verlebten wir vierzehn Tage, während welcher uns nur die Nachricht von Hause erfreute, daß der Prozeß stille stehe, und man in der Stadt verbreite, der Fürst habe sich die Acten zur Durchsicht nach Wien senden lassen.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Ein Kammerherr des Fürsten meldete meiner Frau, daß sein Gebieter sie morgen zu sprechen wünsche. Dieß war uns schon ein günstiges Zeichen, denn das Todesurtheil ihres Vaters hätte ja der Fürst nicht selbst der Tochter verkündigen mögen. Wie das erste Mal kleidete sich meine Frau in Trauer. Sie glaubte, daß es sich nicht anders zieme, vor dem Richter über Leben und Tod, als die Tochter des auf Leben und Tod Angeklagten zu erscheinen.

Der Fürst ging ihr mit feinem Anstand entgegen.

„Ihr Vater,“ fing er an, „ist des Verraths

nicht überwiesen, aber er bleibt in hohem Grade verdächtig. Seinen Namen wird er nie rein zu waschen vermögen, aber das Leben ist ihm geschenkt.“

Meine Frau stürzte weinend vor dem gütigen Fürsten nieder. Er hob sie auf. „In meinem Staate würde ihm ein Leben ohne bürgerliche Achtung nur zur fortwährenden Strafe werden; die Achtung kann ich ihm jedoch nicht wieder schaffen; selbst daß ich ihn begnadige, wäre dieß nicht im Stande. Ich gebe ihm daher den wohlmeinenden Rath, in seine Heimath zurückzukehren.“ —

Meine Frau machte eine Bewegung; sie vermochte vor Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

„Ich weiß was Sie sagen wollen,“ fuhr der Fürst fort, „meine Begnadigung soll nicht einer Verbannung gleich sehen. Ich befehle nicht den Mann fortzuschaffen, sondern ich gebe Ihnen den wohlmeinenden Rath, ihn zu entfernen. Es kann auch Ihnen nicht gleichgültig seyn, sich durch seine Anwesenheit stets an sein Unglück erinnern zu lassen.“

Meine Frau mußte in ihrem tiefen Schmerze

die Zartheit dieser Andeutungen bewundern. Schon wollte sie sich dankend entfernen, als der Fürst sich noch einmal nach ihr wandte. „Sie sind, wie man mir sagte, hier zur christlichen Kirche übergetreten?“ fragte er.

Meine Frau bejahete es.

„Welche Geschäfte treibt Ihr Mann?“ fragte er weiter.

Meine Frau war nicht im Stande, hier eine genügende Auskunft zu geben, weil sie in der letzten Zeit von meinen Geschäften nichts erfahren hatte, und ich jetzt auch mehr das Leben eines reichen, geschäftslosen Privatmannes führte. Sie nannte mich daher einen Banquier, dieses vielumfassende Wort, das den Mann bezeichnet, der Königen Millionen vorstreckt, und auf indirecte Weise auf die Schicksale der Welt Einfluß übt, wie den kleinen Geschäftsmann, der dort an der Straßenecke Papiergeld und Goldstücke einwechselte.

„Ich will nicht hoffen,“ fuhr der Fürst nach einer Pause fort, während er meine Frau fest ansah, „daß Ihr Mann zum Nachtheil seiner Mitbürger Christ geworden ist.“

Meine Frau betheuerte, den Sinn dieser Aeußerung nicht zu begreifen. „Ich will damit sagen,“ sprach der Fürst, „daß er deßhalb Christ wurde, um ungeahnet Gewerbe treiben zu können, die den Juden untersagt sind, weil sie der gesammten Gesellschaft zum Schaden gereichen, und die von den Christen nie, oder doch nur in sehr seltenen Fällen getrieben werden. In meinem Lande wird darüber bei allen Bekehrungsfällen genau gewacht, und wenn sich die Bestätigung einer solchen Vermuthung herausstellt, die Bewilligung zur Taufe in keinem Falle ertheilt. Sie haben den Uebertritt in einem fremden Staate, unter vielleicht begünstigenden Umständen vollzogen, und kehren als Christen in ein Land zurück, das sie als Juden verlassen haben. Ich hoffe, daß Sie meiner Gnade, die ich Ihnen in diesem Augenblicke erwiesen habe, eingedenk seyn werden, und nie Veranlassung geben, daß meine alt-christlichen Unterthanen Klage gegen Sie zu erheben, Ursache haben.“

Hierauf kehrte er meiner Frau den Rücken, die hocherröthet wegen der tiefen Verletzung durch

diese Worte, kaum Fassung genug besaß, ohne Wanken das Zimmer zu verlassen. Ein junger Kammerherr, der den Dienst im Vorzimmer hatte, und meine Frau von einigen Bällen her kannte, war so artig, sie bis zum Wagen zu begleiten. Ihm entging nicht die heftige Aufwallung, worin sich die Arme und doch so Glückliche befand, und seiner indiscreten Geschwätzigkeit verdankte die Stadt ein Geschichtchen, welches weder dem Fürsten, noch meiner Frau zur Ehre gereichte, woran sie aber Beide ganz unschuldig waren.

Meine Frau hatte das Leben ihres Vaters wohl keineswegs durch ihre Schande zu erkaufen gebraucht, aber sie hatte eine tiefe Kränkung anderer Art dafür hinnehmen müssen. Doch das ist einmal der Lauf der Welt in unsern Tagen. Schwer lastet das Vorurtheil auf unserm Geschlecht; schwer und zum größten Theile unverschuldet. Wie viel Zartsinn offenbarte nicht das Benehmen dieses edeln, gerechten Fürsten, und welch ein Widerwillen gegen die Juden sprach sich in dem aus, womit er seine gnädige Audienz beschloß.

Doch erhoben wir bald wieder den Kopf. Wir

fühlten uns zu glücklich, um uns jetzt so leicht niederbeugen zu lassen. Indeß begannen wir doch die Abschiedsvisiten, um recht bald nach unserer Heimath zu eilen, und den Vater, noch vor unserer Abreise nach Polen, sprechen zu können.

Achtzehntes Kapitel.

Die erste Weihnacht. — Der todte Sohn. — Der fremde Säugling. — Mutterfreuden und Vaterschmerz. —

Wir nahmen die frischesten Erinnerungen von Wien mit. Alles hatte dort beigetragen, uns das Leben angenehm zu machen, vor Allem aber mußten wir es anerkennen, daß das Licht des Christenthums uns in Wien aufgegangen war. Wie weit war ich davon entfernt, die für mich so kränkenden Voraussetzungen meines edeln Fürsten zu rechtfertigen, der sich nur den Juden als ein verworfenes Geschöpf vorstellen konnte, unfähig jeder moralischen Erhebung.

Ich hatte den festen Plan meines zukünftigen Wirkens und Strebens vorläufig entworfen, und die Muße im Wagen, während der eiligst zurückgelegten Reise, diente dazu, meine Vorsätze zu

befestigen, und ihren Umfang zu vervollständigen. Unter diesen geistigen Beschäftigungen erreichten wir unsern Wohnort, wo wir bereits den alten Vater in Freiheit fanden. Man kann sich unsere Freude im ersten Augenblicke des Wiedersehens wohl denken, die jedoch wieder sehr bald getrübt werden sollte.

Ich habe es bereits versucht, den geneigten Lesern meinen Schwiegervater in einem frühern Kapitel zu schildern; was dort jedoch fehlte, soll nun hier nachgetragen werden, um das Bild dieses Mannes in Etwas zu vervollständigen. Im Verlauf dieser Memoiren kann sein Character jedoch erst im vollsten Lichte beleuchtet werden.

„Ich versteh' Euch nicht!“ rief er ärgerlich aus, „weßhalb freut Ihr Euch? daß ich nicht bin aufgeknüpft worden? daß sie mich nicht haben ausgeführt, und den Kopf abgeschlagen? Das hätten sie auch noch thun sollen, und dann hätten sie sich rühmen können ihrer großen Gerechtigkeit! Was hab' ich gethan — was hab' ich verbrochen — was hab' ich verschuldigt? — Was kann der Bäcker dafür, wenn ihm die Ratten das Mehl

auffressen? Ist der Lieferant etwas Andres? Sind die Feinde etwas Andres? Weil die Feinde haben aufgefressen meine Vorräthe, und haben Mitleid gehabt mit mir, daß sie mich nicht haben mitgefressen, soll ich werden erschossen von den Freunden! Ihr habt Recht, daß Ihr Euch freut! Während ich bin gesessen, und habe geschwitzt Todesangst, seyd Ihr gegangen in Wien in's Theater, und habt gelacht und gescherzt. Ich brauch' Euere Freude nicht, und nicht Euer Mitleid — ich werde meine Sache allein ausfechten und mein Recht erhalten, und noch obendrein, was man mir schuldig ist.“

Man kann sich denken, welchen schmerzlichen Eindruck solche Reden auf meine Frau machten; mehr aber noch auf mich, da sie eine ernste Unruhe in mir erregten. Ich merkte nemlich aus allen Anstalten meines Schwiegervaters, daß er nicht im Geringsten Willens war, nach seiner Heimath zurückzukehren. Was seine Absicht seyn konnte, und wohin sich seine Pläne erstreckten, war mir — bei sorglicher Erwägung des vorliegenden Falles — allerdings unerklärlich. Meine

Unruhe wurde gesteigert, als er nicht undeutlich es merken ließ, daß er klagen wollte, und eine enorme Schuldforderung an die Regierung stellte, über den ihm vom Feinde angerichteten Schaden. Er berief sich darauf, und konnte es mit Rechnungen belegen, daß er jene Vorräthe auf Befehl der Intendanten unserer Armee, für Rechnung des Staats angekauft, und sie eben so nach erhaltenem Befehle, dort hingeführt und aufbewahrt hatte, wo unsere Truppen ihre Standquartiere einnahmen; darauf fußte er, daß nicht er, sondern der Staat den Schaden zu tragen habe, und sein Schuldner sey und bleibe. Zugleich wollte er eine Entschädigungsklage anstellen, wegen der über ihn verhängt gewesenen Unbill. Ich sah die Gefährlichkeit dieser Prozesse zu gut ein, um nicht sogleich bemüht zu seyn, ihn von seinem Vorhaben mit allen Kräften abzubringen. Ich mußte aber dabei zu ganz eigenen Mitteln greifen, bei diesem bis zum Unverstande hartnäckigen Mann. Vernünftige Vorstellungen vermochten hier nichts; sie wären vielmehr nur im Stande gewesen, ihn fester in seiner vorgefaßten Meinung zu bestärken;

daher griff ich, wenn auch nicht zu einem unvernünftigen, doch zu einem außergewöhnlichen Mittel.

Ich wurde ernst und kalt gegen ihn, und zog mich augenscheinlich von ihm zurück. Er schien sich nicht viel daraus zu machen, und erkundigte sich nicht nach den Gründen, die mich zu diesem Betragen veranlaßten. Das hatte ich schon erwartet. Nachdem jedoch in dieser Haltung einige Tage vorüber waren, schrieb ich an ihn ein kurzes, aber bündiges Billet, worin ich ihn ernstlich daran mahnte, mir endlich die Aussteuer zu zahlen, die fest stipulirt worden war, die ich aber bis jetzt noch immer nicht empfangen hatte.

Dieß machte die gehoffte Wirkung; ich hatte noch an demselben Tage die Ehre seines Besuchs.

Er fragte mich, ob ich ihn denn ganz vernichten wolle, daß ich gerade in diesem Augenblicke mit meiner Forderung anrücke? Dabei ließ er sich in heftigen Schmähungen gegen mich vernehmen, und verwünschte es, daß er mir sein Kind zur Frau gegeben habe. Ich mußte mir das Alles sagen lassen, blieb aber nichtsdestoweniger auf meiner Forderung. Dieß brachte ihn zu einem sol-

chen Grade der Verzweiflung, daß er davon sprach: sich das Leben nehmen zu wollen.

Jetzt schien mir der Moment da, ihn zu tractiren, und für eine bessere Einsicht empfänglich zu machen. Nachdem er bestimmt erklärt hatte, nicht nach seiner Heimath zurückzureisen, gab er zu erkennen, daß er nach Frankreich gehen wolle, um von dort aus seine Reclamationen mit aller Energie, die ihm sein gutes Recht einflößte, betreiben zu können. Damit konnte ich mich denn zufrieden geben; wenigstens war er dort außer dem Bereich einer persönlichen Gefahr, bei seinem gewagten Unternehmen. Ich versprach ihm, sobald er diesen Vorsatz ausgeführt haben würde, auch mit meiner Forderung mich sogleich zurückzuziehen.

Dieß wirkte, und er machte bald Anstalten, unsere Stadt zu verlassen, um sich — wie er sagte — für immer in Frankreich niederzulassen. So sehr mir damals dieser Entschluß von seiner Seite angenehm erschien, so sehr hatte ich später Ursache ihn zu beklagen, da er mich in ein Meer der un-

angenehmsten Sorgen versenkte, und meine arme Frau mit unnennbarem Kummer erfüllte.

Die Abreise meines Schwiegervaters wurde bald in's Werk gesetzt, und mir fiel dadurch ein Stein vom Herzen.

Meine Frau war durch alle diese Vorfälle ungemein gereizt worden; die Angst um das Leben ihres Vaters, die Schnelligkeit, womit wir die Reise zurückgelegt hatten, und endlich das rauhe Betragen, das ihr Vater ihr zuwendete, trug nicht wenig dazu bei, mir Besorgnisse bei ihrem gegenwärtigen Zustande einzuflößen. So — unter ungünstigen Aspecten — sah sie ihrer Entbindung entgegen.

Das Weihnachtsfest nahete; das Erste, an dem es uns vergönnt war, uns der Geburt des Erlösers mitfreuen zu dürfen. Dieses Gefühl schien beseligend auf den geschwächten Zustand meiner Frau zu wirken. Sie machte sich viel im Hause zu schaffen, doch mit einer Ruhe und geistigen Stille, welche mich mit Rührung erfüllten. Sie ließ eine Menge von nützlichen und angenehmen Gegenständen einkaufen, um solche am heiligen

Abende armen Müttern und armen Kindern zu senden; ein ganzer Korb voll solcher Sachen wurde für das Waisenhaus zusammengerichtet.

Unter diesen wohlthätigen und beruhigenden Beschäftigungen wurden die Tage immer kürzer und rauher. Die Sonne schien nicht mehr aufgehen zu wollen. Mein Herz schlug beklommen, und doch ging ich der schönsten Hoffnung, der Vaterfreude entgegen.

Am Weihnachtsabend, als aus allen Fenstern die vielen Lichter flimmerten, und überall Freude herrschte, saß ich betrübt am Lager meiner kranken Frau. Wir sprachen von unserer nächsten Zukunft; unser Vorsatz, uns noch nicht offen zum Christenthum zu bekennen, war durch das jetzige Verhältniß zu meinem Schwiegervater umgestoßen worden. Meine Frau willigte darein, ihr Kind gleich nach der Geburt, wie es üblich, öffentlich taufen zu lassen, und selbst alle kirchlichen Ceremonien der Christen dabei zu beobachten. Durch die Abwesenheit ihres Vaters erschien ihr dieß nun Alles leichter.

Wir unterrichteten uns, wie junge Gatten, so

süßer Hoffnung voll, zu thun pflegen; von dem Namen des Neugeborenen, im Falle es ein Knabe, oder im Falle es ein Mädchen wäre; von den Pathen; von seiner ersten und fernern Erziehung, von seinem zukünftigen Stande, ja wir gingen so weit, sogar schon von seiner dereinstigen Verheirathung zu sprechen; wir baueten Schlösser auf Schlösser, und sahen nicht ein, daß ihr Fundament in der Luft war, und der nächste Augenblick uns für lange, um eine Reihe der zartesten Freuden, welche die Erde zu bieten im Stande ist, bringen konnte. Ich sage, wir empfanden nichts von diesen Besorgnissen, und träumten uns also ein Glück — doch nein! — wir waren davon erfüllt, und besaßen es also wirklich. Es ist eine Ungerechtigkeit des Menschen, solche Träume, als etwas Unwesentliches, zu dem menschlichen Glücke zu betrachten, und sie nicht ebenfalls des größten Dankes werth zu halten. Denn diese Träume beglücken sie nicht wirklich, während wir sie haben? Ist es etwa keine Seligkeit, angenehm träumen zu können? Und der Unglücklichste — soll er nicht dem Himmel dankbar dafür seyn, daß er

wenigstens auf Augenblicke seines Unglücks vergessen kann, um sich in die freundlichen Gehege der Traumwelt zu schwingen, wo er nicht weniger genießt, als der vom Glücke Begünstigte? Ich versenkte mich stets gern in Träumereien angenehmer Art, und wenn auch die Täuschungen verschwanden, sobald ich wieder zu mir selbst gekommen war, so trug ich doch die heiterste Stimmung in die Wirklichkeit davon, wenn diese selbst die unfreundlichste war.

Nur rohe, innerlich ganz zerrissene, oder böse Menschen schelten die Träume, und finden sich höchst unglücklich, wenn sie daraus erwachen, den guten erscheinen sie wie Grüße eines Jenseits, wie Ahnungen eines Glücks, das erst nach dem Tode uns erwartet.

Solche Gedanken erfaßten mich tröstlich, als mitten in unsern Gesprächen voll Hoffnung und Liebe, meine Frau die Vorboten ihrer Niederkunft empfand. Während nach dem Arzte und der Hebamme geschickt wurde, nahmen ihre Schmerzen fürchterlich überhand, und ich stimmte mich nun nach und nach dazu herab, den unglücklichsten

Ausgang mit Fassung zu ertragen, und meine oben angeführten Ansichten so bald schon an mir selbst erprobt zu sehen. Es waren Stunden der härtesten Prüfung für uns Beide. Der Arzt bat mich, das Zimmer zu verlassen, weil es den Kampf meiner Frau erleichtern würde, nicht mich als im hohen Grade mitleidenden Zeugen dabei zu wissen. Ich befragte mein armes Weib durch einen Blick, und sie schien den Worten des Arztes ihre Zustimmung nicht zu versagen.

Ich entfernte mich also mit der Bitte, mich sogleich von allen eintretenden Krisen zu unterrichten, und mir selbst die besorglichsten nicht vorzuenthalten. Hierauf begab ich mich in das anstoßende Zimmer, wo ich in der gespanntesten Aufmerksamkeit jedem leisesten Worte des Arztes, das er zur Hebamme sprach, sowie jedem Aechzen, jedem vom Schmerze ausgepreßten Schrei der Patientin ängstlich lauschte. Ich hatte sonach nicht zur eigenen Beruhigung, sondern lediglich dem Wunsche der Andern nach, Folge geleistet.

Nicht lange blieb ich in dieser peinigenden Ungewißheit; die Thür öffnete sich leise, und zu mir

herein trat der Arzt mit einer bekümmerten Miene. „Die Wöchnerin ist gerettet,“ fing er an, „aber schwach, sehr schwach,“ setzte er sogleich hinzu.

„Und mein Kind?“ fragte ich bebend.

„Konnte leider nicht lebendig an's Licht geholt werden,“ erwiederte er.

Er hielt mich zurück; ich riß mich aber von ihm los, und stürzte in das Zimmer der Wöchnerin. Hier erblickte ich noch die blutenden Reste meines armen Kindes, das die Hebamme schnell bei Seite brachte. Es war mit der Zange in Stücken geholt worden. — Ich sank vernichtet in einen Sessel; die anwesenden Personen bewegten sich leise schwebend wie Gespenster; eine Todtenstille herrschte. —

„Mein Kind, mein Kind, gebt mir mein Kind!“ wimmerte endlich meine Frau, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Der Arzt sprach ihr Trost zu; das Kind sey schwach, sie solle sich gedulden; sie sey auch noch zu angegriffen; morgen, nachdem es im Wein gebadet, würde man es ihr zeigen. Sie war nur schwer dabei zu beruhigen; doch trat alsbald wieder eine solche

Schwäche ein, daß sie ihren Wunsch nicht mehr laut werden lassen konnte. Jetzt winkte mir der Arzt, ihm in's Nebenzimmer zu folgen.

„Der Wunsch, ihr Kind zu sehen, wird Ihre Gemahlin morgen noch stärker äußern, als heute, und die Wahrheit — wenn sie solche erfährt, wird den schädlichsten Einfluß auf ihre Besserung üben, ja — ich verheimliche es Ihnen nicht — sie fast unmöglich machen.“

Ich glaubte den theilnehmenden Mann zu verstehen, der mir hiedurch andeuten wollte, daß auch meine Frau wahrscheinlich ein Opfer des ersten Kindbetts werden müßte; ich konnte meine Thränen nicht länger zurückhalten.

„Fassen Sie sich,“ fuhr der Doctor fort; „es gibt ein Mittel, Ihre Frau zu retten, ein starker Entschluß in der That, aber ein leichter in diesem Augenblicke.“

Ich ward durch diese Worte aufs Höchste gespannt; ich verschlang jedes Wort, welches der Arzt sagte.

„Diesen Nachmittag, vor wenigen Stunden erst, accouchirte ich eine arme Frau, am äußersten Ende

der Vorstadt, von einem gesunden Knaben, den sie aber nicht ernähren kann. Sie ist Wittwe, ihr Mann starb vor wenig Wochen; nehmen Sie ihr den Knaben und die ängstlichste Sorge ab, und sie wird Sie dafür segnen. Geben Sie ihr etwas Geld, vielleicht monatlich ein unbedeutendes Schärflein, und Sie haben Sie zur Glücklichsten gemacht. Lassen Sie gleich den neugeborenen, gesunden Jungen in Ihr Haus bringen, und Niemand wird den Betrug entdecken, Ihre Frau wird glauben, ihr eigenes Kind an das Herz zu drücken, und nur so wird sie dem Leben erhalten werden können."

Man kann leicht denken, daß ich sogleich in Alles willigte, und für die Frau reichlich zu sorgen versprach. Der würdige Doctor stieg in den Wagen, indem er die Hebamme mitnahm, und versprach, in Kurzem mit dem Säugling zurückzukehren.

Meine Frau schien sanft zu schlummern. Obgleich der Weg, bis zum äußersten Ende der Vorstadt weit war, so horchte ich doch jedem Wagen, der vorbei fuhr, wenn ich gleich wohl wissen

konnte, daß meine Boten so schnell nicht zurück seyn konnten. Endlich war es des Doctors Wagen — er hielt vor meinem Hause. Bald trat er in's Krankenzimmer, mit vor Freude glänzendem Gesichte. Der wackere Mann glaubte ein gutes Werk gethan zu haben. Ihm folgte die Hebamme, den Säugling tragend, der sogleich zu schreien anfing. Diese widerwärtigen Töne übten auf das Mutterherz eine Zauberkraft aus. Meine schlummernde Frau, so schwach sie war, öffnete schnell die Augen, und hauchte leise:

„O nur einmal laßt ihn mich sehen, den ich geboren habe! nur einen Blick will ich auf ihn werfen; es wird mir nicht schaden!"

Und man brachte ihr das fremde Kind, und sie berührte sein Haupt mit den bleichen Lippen; mir aber schnitt diese Scene tief in's Herz, denn meine Blicke fielen auf das blutig rothe Tuch, dort auf dem Tische, wo die Leiche meines erstgeborenen Sohnes! — nein so darf ich es nicht nennen! — wo mein zerstücktes Kind eingewickelt lag, welches der Doctor mit sich fort nahm, als er uns verließ.

Unten im Hause entstand ein Lärm. Es war ein hübscher Bube, mit trotziger Miene, ungefähr acht Jahre alt, der sich nicht abweisen lassen wollte, sondern darauf bestand, man habe ihm sein Brüderchen geraubt, und er wolle nicht eher fortgehen, bis man es ihm wieder gegeben habe. Ich ging selbst hinunter, um den Kleinen durch ein blankes Goldstück zu beschwichtigen, und ihm zu versprechen, daß er morgen seinen Bruder wieder haben sollte. Weinend ging der Knabe fort, dessen Anblick mich seltsam ergriffen hatte.

Seine Züge erinnerten mich an das Mädchen, zu dem ich einst in meiner Jugend, im Hause meines Vaters, die vorübergehende Neigung empfunden, und die mir dann aus dem Gesichte entschwunden war. Auch dieser schmerzliche Eindruck war mir an diesem verhängnißvollen Tage noch vorbehalten.

Ich stieg sinnend die Treppe hinan, und setzte mich an das Bett meiner Frau. Alles war nun stille in meinem weiten Hause; die stürmischen Ereignisse hatten sich befriedigend gelöst. Ein frommes Lied tönte von der Straße herauf, wie

es in der Weihnacht in meiner Heimath gesungen zu werden pflegt; es beschwichtigte meine innere Unruhe. Von den Ereignissen angegriffen, begann ich zu schlummern.

Da weckte mich ein grelles Schreien aus dem eben beginnenden freundlichen Traume; ich fuhr erschreckt in die Höhe. Meine Frau aber ergriff mich lächelnd bei der Hand, und lispelte: „Es ist uns noch so ungewöhnt; unser Söhnchen hat uns aufgeweckt!“

Ich mußte bitter schmerzhaft lächeln, und konnte nicht wieder einschlafen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Der Divan eine Sammlung von Novellen, Genrebildern und Memoiren

Bd.: 5

Stuttgart (1839)

P.o.germ. 842 ea-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113791-8